

5. ‚Identität‘ versus Krise:

Zur Entstehung sozialwissenschaftlicher Identitätsmodelle

Die Beobachtung von Erziehungsformen bei den indigenen Sioux und Yurok Ende der 1930er Jahre führte den Psychoanalytiker Erik H. Erikson zu einer Fragestellung, die zentral werden sollte für die Entwicklung eines sozialwissenschaftlichen Begriffs von Identität. Mit dem Titel des 1945 veröffentlichten Aufsatzes, „Childhood and Tradition in two American Indian Tribes“¹, sind die beiden Elemente aufgeführt, die in Folge für einen sozialwissenschaftlichen Begriff von Identität bestimmend werden. „Kindheit“ einerseits und „Tradition“ andererseits weisen auf die zwei Pole hin, die miteinander vermittelt werden sollen: Wie erfolgt die Integration von Individuen in eine gesellschaftliche Ordnung? Wie wird gesellschaftliche Ordnung hergestellt, tradiert und aufrechterhalten? Die Thematisierung von Kindheit in Zusammenhang mit gesellschaftlicher Integration ist paradigmatisch: Es geht um Fragen der Erziehung, die sich einerseits auf Kinder und andererseits – in diesem Fall – auf indigene Gruppen beziehen.² Allgemeiner gefasst geht es in der daraufhin entwickelten Theorie von Identität um die Integration von sozialen AkteurInnen und gesellschaftlichen Gruppen unter bestimmte gesellschaftliche Normen.

-
- 1 Dieser Aufsatz stellt eine Zusammenfassung von früher erschienenen Publikationen Eriksons dar: *Observations on Sioux Education* (1939) und *Observations on the Yurok: Childhood and the World Image* (1943).
 - 2 Erikson begründet in diesem Text sein Untersuchungsinteresse mit der Notwendigkeit, Näheres für die „Re-Eduktion“ der Sioux in Erfahrung zu bringen sowie die Tradition der Yurok begreifbar zu machen, die er als „compulsive weirdness“ ausgesprochen abschätzig bewertet (Erikson 1945: 319 f.).

Eriksons Identitätstheorie entsteht seit dem Zweiten Weltkrieg. Sie gilt als entscheidend für die Verbreitung des Konzepts Identität und beinhaltet Identitätsmodelle, die für das heutige Verständnis von Identität als grundlegend anerkannt sind.³ Im Folgenden wird Eriksons Identitätstheorie in Zusammenhang mit anderen wissenschaftlichen Feldern wie den sogenannten „national-character studies“, den sozialwissenschaftlichen wie populärwissenschaftlichen Problematisierungsweisen von „Jugend“ sowie sexualwissenschaftlichen Untersuchungen von Intersexuellen analysiert, die zeitgleich entstanden sind. Es wird die These aufgestellt, dass mit der Prägung von Konzepten wie „national character“, „gender role“ und Identität die Schwelle der Wissenschaftlichkeit des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ erreicht wird. Als kennzeichnend dafür wird die Entwicklung von Modellen ausgemacht. Neben den Modellen von „national character“ und „gender role“, die zusammen mit „Jugend“ die Hervorbringung von sozialen Gruppen durch die Bestimmung von Personenkategorien ermöglichen, sind dies Eriksons Modelle von Identität: Modelle von personaler Identität, kollektiver Identität und Identitätsentwicklung. Zudem wird nachfolgend gezeigt, auf welche Weise mit der Bestimmung von Modellen auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit die Problematisierung sozialer Ordnung durch die Instituierung gesellschaftlich vorherrschender Normen als wissenschaftlich begründete und begründbare Normen stattfindet.

Die Schwelle der Wissenschaftlichkeit wird in einem Zeitraum erreicht, der von Wagner als „organisierte Moderne“ bezeichnet wird, charakterisiert durch „Konventionalisierung sozialer Praktiken in relativ kohärenter, ineinandergreifender Form mit nationalstaatsweiter Ausdehnung“ (Wagner 1995: 120). Die sogenannte organisierte Moderne umfasst in Wagners Darstellung die Zeitspanne von 1890 bis 1960, die von Phasen der Liberalisierung unterbrochen werde⁴ und Phasen verstärkter

3 Vgl. Gleason 1983; Straub 1998; Niethammer 2000. Im deutschsprachigen Raum wurde Erikson von Döbert/Nunner-Winkler 1975; Döbert/Habermas/Nunner-Winkler 1977; Habermas 1976a und 1976b; Keupp et al. 1999; Straub 1998 aufgegriffen. Giddens' Theorie der Moderne stützt sich auf Eriksons Identitätstheorie, indem die Herstellung „ontologischer Sicherheit“, die als Anforderung der Moderne entworfen wird, auf Eriksons Konzeption von Ich-Identität und des Urvertrauens zurückgeht (1996: 120). Die Operationalisierung von Eriksons Identitätsmodellen unternimmt Marcia, vgl. z. B. die zusammenfassende Darstellung von Keupp et al. (1999: 80 ff.).

4 Als Periode der Liberalisierung werden die 1920er und die 1950er Jahre genannt. Sie gelten als Zeiträume, in denen „Zusammenbrüche von organisierten Arrangements und das Wiedererwachen liberaler Erwartungen“ zu beobachten seien. Für die 1950er Jahre wird die Liberalisierung aller-

Organisierung kenne. Letztere werden unter anderem für den Zweiten Weltkrieg und für die 1960er Jahre angenommen (ebd.: 113).⁵ „Konventionalisierung“ definiert Wagner als „Mittel, [...] Ungewißheit zu reduzieren“ und „kollektive Bemühung, Steuerbarkeit der sozialen Welt zu erreichen.“ Diese werde erstens durch die „Klassifizierung sozialer Phänomene“ und zweitens durch die „Durchsetzung einer gesellschaftsweiten Verwendung dieser Klassifikationen“ realisiert (ebd.: 123). Zudem ließen sich Konventionalisierungsbemühungen „von unten“ und „von oben“ unterscheiden. Zu den ersten werden u. a. die Arbeiterbewegung gezählt, die mit der Motivation, die Interessen von Arbeiterinnen und Arbeitern zu organisieren, ein „handlungsfähiges Kollektiv“ schaffen. Als Konventionalisierungen „von oben“ gelten Mittel, die „mit der Unterstützung des Staatsapparats“ eingesetzt werden, wie beispielsweise das Recht. Rechtskategorien als Instrumente der Klassifizierung strukturieren soziale Praktiken, so Wagner. Dabei sei es charakteristisch für die organisierte Moderne, dass Konventionalisierungen von unten „in die Verwaltung und das Management von Konventionalisierungen von oben“ umgewandelt würden. Ein Effekt dieser Konventionalisierungen besteht in ihrer „Vergegenständlichung, einer Naturalisierung sozialer Phänomene“. Auf diese Weise erscheinen gesellschaftliche Institutionen und die gesellschaftliche Ordnung, die sie schaffen, „gleichermaßen als natürlich und ideal“ (ebd.: 123 ff.).⁶

dings auf alloкатive Praktiken eingegrenzt. Unter „liberalen Praktiken“ begreift Wagner „freie Verständigung und Assoziierung einer Vielzahl einzelner Handelnder bei der Bestimmung des Ausmaßes und des Inhalts kollektiver Arrangements in der Gesellschaft“. Davon werden „organisierte Praktiken“ unterschieden, „die die Vereinigung von Gruppen nach sozialen Kriterien verlangten, bevor Verständigung und Entscheidungsfindung über kollektive Arrangements in und zwischen den Organisationen einsetzten, deren Führer dann für deren angeblich homogene Mitgliedschaft sprachen und handelten, diese also *repräsentierten*“ (Wagner 1995: 112 f.). Vgl. a. Kapitel 4.

- 5 An dieser Stelle muss noch einmal darauf hingewiesen werden, dass Wagners Beschreibung der Moderne sich auf einen geographisch und politisch definierten Raum beschränkt: Sie gründet auf soziopolitischen Phänomenen vor allem in Westeuropa. Außerdem werden Entwicklungen in den Vereinigten Staaten, die sich davon unterscheiden, sowie die Bedingungen der Moderne in der Sowjetunion dargestellt. Was in diesen Beschreibungen nicht enthalten ist, ist das Verhältnis von Moderne und Kolonialismus, D. h. die Bedingtheit moderner Institutionen durch koloniale Expansion. In dieser Hinsicht bleibt die Beschreibung von „Institutionen der materiellen Allokation“, „Institutionen der autoritativen Macht“ sowie „Institutionen der Bedeutungsgebung“ bezeichnenderweise unvollständig.
- 6 Wagners Untersuchung der organisierten Moderne nennt als institutionelle Praktiken beispielsweise technische Innovationen im späten 19. Jahrhun-

Die Prägung eines sozialwissenschaftlichen Identitätsbegriffs wie der Begriffe „national character“, „gender role“ und „Jugend“ gilt insofern als Effekt einer „Konventionalisierung sozialer Praktiken“, als auf diese Weise soziale AkteurInnen in Form von sozialen Gruppen diskursiv hervorgebracht werden, indem sie unter Personenkategorien zusammengefasst werden. Theoriebildung selbst wird in der vorliegenden Arbeit als soziale Praktik aufgefasst. Wagner spricht diesbezüglich von einer „wechselseitige[n] Abhängigkeit von Praktiken und deren Repräsentationen“ (ebd.: 120). Mit anderen Worten, der Entwurf von sozialwissenschaftlichen Identitätsmodellen in den Vereinigten Staaten im Zeitraum von den 1940er bis 1960er Jahren wird als Diskursivierung von Konfigurationen der „organisierten Moderne“ analysiert.

Im Folgenden werden Inhalte und Elemente aus Eriksons Theorie von Identität in Zusammenhang mit der Entstehung anderer wissenschaftlicher Felder erörtert. Dazu gehört die Privilegierung einer bestimmten Entwicklungsstufe, der Adoleszenz, für die Entwicklung von Identität, die Modelle von Ich-Identität und Gruppenidentität sowie die Figur der „negativen Identität“. Der Analyse liegen Eriksons *Childhood and Society* (1950), *Identity and the Life Cycle* (1959) und *Youth and Crisis* (1968) sowie einzelne Aufsätze, die seit 1945 in Fachzeitschriften erschienen sind, zugrunde. Davon wurden Aufsätze ausgewählt, die Rassenkonstruktionen thematisieren.

5.1 Jugend gegen Krise

In Eriksons sozialpsychologischem Entwicklungsschema wird die Adoleszenz als eine Zeitspanne entworfen, die die Integration gesellschaftlicher Anforderungen und der individuellen Erfahrungen aus den vorhergehenden Entwicklungsstadien erfordert, woraus die Entwicklung von Ich-Identität erfolgt (Erikson 2000 [1959]: 107 ff.). Es geht um die Herstellung eines „Selbstgefühls“, das sich in der Entsprechung von „Ein-

dert, die bis zu den 1960er Jahren soziale Praktiken durchdrungen hätten, wie etwa „die Reorganisation der Produktion durch ‚wissenschaftliche Arbeitsorganisation‘“, der sogenannte Taylorismus (1995: 127 ff.). Ein Beispiel für die Organisation autoritativer Praktiken ist die „Definition von Nationalität“ und von davon abgeleiteten „autoritativen Regeln“ (ebd.: 142). Ein Beispiel für die Organisation von Institutionen der Bedeutungsgebung gilt Wagner etwa die Institutionalisierung der Sozialwissenschaft bis in die 1960er Jahre, die „in organisatorischer wie intellektueller Hinsicht feste Grenzen um sich gezogen hatte“ (ebd.: 172 f.).

heitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat“ mit einer „innere[n] Einheitlichkeit und Kontinuität“ ausdrückt (ebd.).

Dieses „Gefühl der Ich-Identität“ wird gegen die Gefahr einer „Identitätskrise“ ausgebildet, ein Begriff, den Erikson erstmals in der Besprechung eines Falles eines Marinesoldaten im Zweiten Weltkrieg gebraucht: „A Combat Crisis in a Marine“ heißt die Überschrift eines Unterkapitels in Eriksons 1950 erschienenem Buch *Childhood and Society*. Der Begriff der Krise in Eriksons Theorie bezieht sich allerdings nicht nur auf die individuelle Entwicklung, sondern hat soziale Implikationen. In Eriksons Text werden bestimmte soziale Phänomene als „Krise“ beschrieben, indem sie als fehlende Identität definiert werden: Krise des Individuums, gesellschaftliche Krise, nationale Krise. Rückblickend erläutert Erikson, wie der Begriff der Identitätskrise entwickelt wurde.

„Wenn ich mich recht erinnere, wurde der Ausdruck ‚Identitätskrise‘ zuerst für einen speziellen klinischen Zweck in der *Mount Zion* Rehabilitationsklinik für Kriegsveteranen während des zweiten Weltkriegs benutzt. [...] Die meisten unserer Patienten [...] hatten durch die Zwangssituation des Krieges ein Gefühl der persönlichen Gleichheit in sich selbst und der historischen Kontinuität verloren. Sie hatten eine Schädigung der zentralen Kontrolle über sich selbst erlitten, für die, nach dem psychoanalytischen Schema, nur die ‚innere Organisation‘ des Ichs verantwortlich gemacht werden konnte. Daher sprach ich von einem Verlust der ‚Ich-Identität‘. Seit damals haben wir die gleiche zentrale Störung bei jungen, in schwerem Konflikt stehenden Menschen entdeckt, deren Verwirrungsgefühl eigentlich einem Krieg innerhalb ihrer selbst zuzuschreiben ist, und bei Rebellen und destruktiven Gesetzesbrechern, die mit ihrer Gesellschaft im Kriegszustand stehen. In all diesen Fällen hat der Ausdruck ‚Identitätsverwirrung‘ also eine bestimmte diagnostische Bedeutung. [...] So haben wir zum Beispiel gelernt, dem Alter der Adoleszenz und des jungen Erwachsenen eine normative ‚Identitätskrise‘ zuzuordnen.“ (Erikson 1970 [1968]: 12 f.; Hervorhebung i. O.)

Die Einführung des Begriffs der „Identitätsverwirrung“ oder „Identitätskrise“⁷ als diagnostischem Begriff ermöglicht die Definition von Identi-

7 Erikson ersetzte den Begriff der Identitätsdiffusion, „identity diffusion“, den er im 1959 erschienenen *Identity and the Life Cycle* verwendete (die Publikation, auf die in der Regel Bezug genommen wird, wenn auf Eriksons Identitätsbegriff zurückgegriffen wird), in dem Band *Identity – Youth and Crisis* von 1968 durch den Begriff der Identitäts-Verwirrung, „identity confusion“. Dieser Wechsel wurde damit begründet, dass der Begriff der Diffusion eine räumliche Bedeutung beinhalte, wovon Erikson seinen Begriff der Identitätsverwirrung unterschied (Erikson 1970 [1968]: 220).

tät: Ich-Identität als Mangel in einem Zustand der Identitätskrise. Die Beschreibung des Soldaten führt auf die Problemstellung Eriksons hin. Junge Leute befinden sich demnach wie in einem „Kriegszustand“: sowohl mit sich selbst als auch mit der Gesellschaft. Mit dem Begriff der Identitätskrise werden zum einen individuelle mit kollektiven Phänomenen und zum anderen „Jugend“ mit „Nation“ verkoppelt. Auf diese Weise wird ein bestimmter Lebensabschnitt in den Mittelpunkt gerückt und in seiner Bedeutung verallgemeinert. Die „Jugend“ wird zum Problemfall nicht nur von Einzelnen, sondern von nationalem Ausmaß. Darüber hinaus wird die „Jugend“ zum Entwicklungsstadium, als dessen Entwicklungsziel die Ausbildung von Ich-Identität ist, als fünfte Phase oder fünftes „Lebensalter des Menschen“, wie es in *Childhood and Society* zunächst heißt.⁸

Auch in dem 1959 erschienenen *Identity and the Lifecycle* erfolgt die Verknüpfung von „Jugend“ und „Nation“, indem die Beschreibung der Identitätskrise als Entwicklungsstadium gleichzeitig zu einer Darstellung der Herausbildung einer „amerikanischen [...] Persönlichkeit“ wird.⁹ Wenn die Ich-Identität als „Kern“, als „Lebensgefühl“ beschrieben wird, die gegen Zurichtungen und Hindernisse von außen aufrechterhalten wird – sei es durch „neurotisch gestörte Eltern“, sei es durch die „gefühlsstarken und überfürsorglichen Mütter“ von „[w]eniger stark amerikanisierte[n] Minoritäten“¹⁰ – wird „Ich-Identität“ mit dem Terminus „amerikanisch“ verkoppelt, und Kinder und Jugendliche werden gewissermaßen zu den Boten dieser „amerikanischen, also unabhängigeren Persönlichkeit“: Die „Suche nach einer Identität“ soll den Jugendlichen schließlich dahin führen, „die Ideale der Nation zu verkörpern“.¹¹ Diese Verknüpfung von Entwicklung der Einzelnen mit Nation ist auf die zeitgleiche Entstehung von sogenannten „national-character studies“ als wissenschaftlichem Feld, zu dem Erikson auch seinen Beitrag leistete, zurückzuführen.

Aus diesem Grund wird in dieser Arbeit der Begriff der Identitätsverwirrung verwendet.

- 8 Vgl. Erikson (1965 [1950]: 255 ff.); in früheren Stadien wie dem ersten, in dem „Vertrauen gegen Ur-Mißtrauen“ ausgebildet werde, könne es zu einem „rudimentären Gefühl von Ich-Identität“ durch das „Erleben von Konstanten, Kontinuierlichen und Gleichartigen der Erscheinungen“ kommen (ebd.: 241).
- 9 Erikson (2000: 109); (1959: 90).
- 10 Erikson (2000: 108 f.); (1959: 90).
- 11 Erikson (2000: 114); (1959: 94). Dementsprechend werden entwicklungspsychologische Begriffe national definiert: „amerikanische Kindheit“, „amerikanische Adoleszenz“ und schließlich „amerikanische [...] Persönlichkeit“ (2000 [1959]: 108 f.).

„National-character studies“

In dem 1945 erschienenen Aufsatz „Childhood and Tradition in two American Tribes“ reiht Erikson sich in die in den Vereinigten Staaten seit den 1940er Jahren stattfindenden Untersuchungen zu „national character“ ein, indem die Korrelationen zwischen „kritischen psychosexuellen Phasen“ und „gegenwärtigen sozialen Veränderungen“ zum Untersuchungsgegenstand gemacht werden (Erikson 1945: 347 f.). Erikson stellt so einen Bezug zu Margaret Meads Definition von „national character“ her, die gleichermaßen auf die Verknüpfung von „Kultur“ und „Charakter“ aufbaut. National unterscheidbare „national characters“ sind demnach in „kulturell“ unterscheidbaren Erziehungsformen begründet (Mead 1946 [1943]: 22 f.). Diese anthropologischen Studien wurden seit dem Eintritt der Vereinigten Staaten in den Zweiten Weltkrieg vorgenommen, so Mead rückblickend über die Entwicklung der „national-character studies“ (Mead 1961: 15). Die Untersuchung über die Zusammenhänge zwischen Entwicklung von Identitätsmodellen durch Erikson und dem Gebiet der „national-character studies“ stützt sich auf Margaret Meads *And keep your powder dry* (1943) und „National Character and the Science of anthropology“ (1961), Gregory Batesons „Morale and National Character“ (1942), Otto Klinebergs „A Science of National Character“ (1944) und Eriksons „Childhood and Tradition in Two American Tribes“ (1945).

Margaret Meads Beschreibung zufolge waren „national-character studies“ im Zweiten Weltkrieg als Forschungsgebiet mit der Zielsetzung bestimmt worden, „Theorien über die Charakterbildung eines Volkes“ zu entwickeln (1961: 16). Für dieses Vorhaben wurden anthropologische Methoden und psychoanalytische Modelle miteinander kombiniert. Aufbauend auf Studien aus den 1920er und 1930er Jahren, die „systematisch soziale Struktur und Charakterbildung miteinander verbanden“ (ebd.: 17), wurde ein wissenschaftliches Feld begründet, in dem man „Regelmäßigkeiten“ eines national bestimmten „Charakters“ festzulegen suchte: „[...] establishing regularities to be found in the character of all of those who have been reared within, or have immigrated into and been re-educated within, a given nation state“ (ebd.: 19). Es gelte, die „systematische Art und Weise“ zu bestimmen, durch die „diese (nationalen) Institutionen von den Individuen dieser Gesellschaft verkörpert werden“ (ebd.). In Kommissionen wie dem „Committee for Nationale Morale“ in New York, die von der Regierung einberufen worden waren und an dem u. a. Erik Erikson und Margaret Mead mitarbeiteten, sowie dem später eingesetzten „Office of War Information and Office of Strategic Servi-

ces“ in Washington¹² wurden diese Untersuchungen durchgeführt (ebd.: 17).¹³

Das Vorhaben, national definierte „Regelmäßigkeiten“ in „Charakteren“ oder „Persönlichkeiten“ wissenschaftlich erfassen zu wollen, war allerdings innerhalb des Feldes selbst umstritten.¹⁴ Man suchte sich vor dem Hintergrund nationalsozialistischer Ideologie gegen Annahmen eines unabänderlichen Charakters abzugrenzen, sowie gegenüber einem „Soviet view“, der in der Auffassung von „social (class) heredity“ ausgemacht wird (ebd.: 18). Gegen die Behauptung einer biologischen oder klassenbedingten „Erblichkeit“ oder Determiniertheit, wird Prozesshaftigkeit und „kulturelle“ Bedingtheit ins Feld geführt. Auch Mead begründet ihren Begriff „character“ kulturell, als Ergebnis von Erziehung im Unterschied zu der Annahme einer zugrundeliegenden „Natur“ oder „Rasse“ (Mead 1946: 22 f.). Auf diese Weise wird eine Vorstellung von national differenzierbaren „Characteren“ hervorgebracht. Die Abgrenzung von biologisch begründeten Annahmen oder Theorien ist zentral für die Entwicklung eines Begriffs von Identität im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg. Diese Abgrenzungsbemühungen gelten in der vorliegenden Untersuchung als Einsatz in der Debatte, ob bestimmte gesellschaftliche Unterschiede – Geschlechterdifferenzen und ethnische Differenzen – angeboren oder anerzogen seien. Auseinandersetzungen über

12 Mead nennt außerdem eine Gruppe, die in Yale diese Art von Studien betrieb, bei denen „Persönlichkeit“ und „Kultur“ miteinander in Verbindung gebracht wurden. Zu ihnen gehörten Dollard, Sapir, Sullivan und Gorer (Mead 1961: 17).

13 Die Zielsetzungen dieser Forschungen im Rahmen der „national-character studies“ war u. a. die Mobilisierung der US-amerikanischen Bevölkerung für den Zweiten Weltkrieg: „This explicit use of psychological models drew anthropologists close to the work of psychologists and psychiatrists who were trying to bring their skills to bear on various wartime problems, morale-building at home, cooperation with allies, psychological warfare, handling of prisoners of war, and so forth“ (Mead 1961: 17). Entwickelt wurde das Feld der „national-character studies“, so Mead, z. B. an der Untersuchung eines „japanischen Charakters“ im Zweiten Weltkrieg (ebd.).

14 Die Einwände gegen einen national bestimmten „character“ waren, in Meads Darstellung, disziplinär begründet. Mead zählt die Kritik von Psychoanalytikern an der kurzen Dauer der Untersuchungen auf, die Kritik von PsychologInnen, die über Fragebögen keine Regelmäßigkeiten in einem weiten Spektrum von „nationalem Charakter“ zu entdecken vermochten, sowie von Soziologen, die vielmehr Unterschiede zwischen subkulturellen Gruppen herausstellten. Auch stellte sich die Frage über die Bedeutung der Kindheit als determinierendem Faktor bzw. über die Möglichkeiten von Veränderungen, also ein Widerstreit über Determiniertheit versus Prozesshaftigkeit bei der Ausbildung eines „nationalen Charakters“ (ebd.: 18).

den Gegensatz von „nature“ und „nurture“ bei der Begründung eines Begriffs von Identität, Charakter und Geschlecht scheinen disziplinenübergreifend stattgefunden zu haben, wie nachfolgend dargestellt wird.

Die Definition von national differenzierbaren „Charakteren“ als *wissenschaftlichem* Objekt wurde erstens in dieser Unterscheidung von biologisch oder anderen Formen von „Erblichkeit“ begründeten Theorien und Annahmen bestimmt, die als vereinfachend abgelehnt wurden. Zweitens bemühte man sich um eine methodische Begründung der „national-character studies“, die sie von solchen Vereinfachungen abgrenzen und gleichzeitig ermöglichen sollten, Regelmäßigkeiten eines „national character“ über verschiedene Differenzen hinweg zu bestimmen (ebd.: 19).¹⁵ So lautete ein Vorschlag Batesons, „bipolare Charakteristika“ zu bestimmen, die durch Kombination und Kontrastbildung die Analyse eines „common character“ von Individuen in einer „menschlichen Gemeinschaft“ ermöglichen sollten.¹⁶ Die Ergebnisse aus dieser Art von Vergleichen wirken fragwürdig, etwa Batesons Behauptung, dass es in englischen Gemeinschaften eine Tendenz zur Bildung „ternärer Systeme“ gäbe, wofür er beispielhaft Systeme von „parents-nurse-child“ oder „king-ministers-people“ anführt (ebd.: 96). Jedenfalls können sie bestenfalls als Hypothese gelten und kaum als ein begründbarer „nationaler“ Unterschied.¹⁷ Klineberg hält sogar eine „Wissenschaft des

15 Die Frage der Wissenschaftlichkeit erhält in den Texten über „national-character studies“ eine zentrale Bedeutung, denn es geht darum, dieses Gebiet von vereinfachenden Annahmen und von Stereotypen abzugrenzen, indem nach „wissenschaftlichen Vorgehensweisen“ gesucht wird. Vgl. Bateson (1987); Klineberg (1944: 159 ff.); Mead (1946: 12); Mead (1961: 19 f.).

16 Folgende „bipolare Charakteristika“ zählt Bateson auf: „dominance-submission, succoring-dependence, exhibitionism-spectatorship“ (1987 [1942]: 95). Zudem unterscheidet er Verhaltensmuster zwischen „complementary patterns“ und „symmetrical patterns“. Diese „Motive“ werden schließlich miteinander kombiniert, um das Verhalten bestimmter gesellschaftlicher Gruppen zu beschreiben, indem sie miteinander kontrastiert werden, etwa das Paar „nationalsozialistische Partei – das Volk“ im Vergleich zu dem Paar „russischer Zar – sein Ballett“ oder „System der englischen Ober- und Mittelklasse“ im Vergleich zu dem „amerikanischen System“ (ebd.: 99 ff.). Bateson konzidiert allerdings, dass nicht alle „Kulturen“ entsprechend diesem bipolaren Muster zu beschreiben seien. So kenne das balinesische soziale System fast keine derartigen Dualismen, was z. B. geschlechtlich differenziertes Verhalten (sic!) anlange (ebd.: 95, Fn. 6).

17 An der Vorstellung von national definierbaren „Regelmäßigkeiten“ wird zudem festgehalten, indem Unterschiede oder Widersprüche, die einer derart konstruierten Gleichartigkeit entgegenstehen würden, zu vernach-

nationalen Charakters“ für möglich, die sich auf die „Psychologie und verwandte Disziplinen“ stütze und auf „soziale Fragestellungen“ angewandt werde (1944: 147).

Es handelt sich bei den „national-character studies“ um eine veritable Kriegswissenschaft, die auch für Nachkriegszeiten Verwendung finden soll und de facto fand, wofür Mead einige Beispiele bringt.¹⁸ Mit der Bestimmung der „national-character studies“ wird auf diese Weise

lässigbaren erklärt werden. So argumentiert etwa Bateson für einen Begriff des „erlernten Charakters“ gegen Einwände, die Unterschiede in den Umständen und Lebensformen geltend machen. Demgegenüber führt Bateson Daten an (allerdings unveröffentlichte), die beispielsweise „große Unterschiede“ zwischen Deutschen und Amerikanern in ihrer Reaktion auf Versagen aufzeigen würden. Für „stabile sozial differenzierte“ Gruppen könne ein „common character“ ausgemacht werden, so Bateson. „Deviantes“ Verhalten sei systematisch auf eine national bestimmbare Norm zurückzuführen. Historische Veränderungen als Möglichkeit der Veränderung auch eines „national character“ werden zurückgewiesen, da dieser dennoch auf eine gemeinsame Geschichte beziehbar sei (Bateson 1987 [1942]: 89-94). Zu der Auseinandersetzung mit Einwänden gegen die Annahme eines national bestimmbaren „Charakters“ vgl. a. Klineberg (1944: 159 ff.); Mead (1961: 18 ff.).

- 18 Zur Bedeutung der „national-character studies“ im Krieg führt Klineberg an, Wissen über „die Natur unserer Feinde“ könne „eine mächtige Waffe“ sein, die für die „psychologische Kriegsführung“ in Propaganda, politischer Manipulation, Zeitplanung und Militäroperationen nützlich sein könne. Zweitens ginge es darum, Wissen über die „Natur der Verbündeten“ zu erhalten, um gemeinsame Aktionen durchführen zu können. Drittens könne die Planung internationaler Beziehungen auch nach dem Krieg auf diese Weise befördert werden (Klineberg 1944: 147). Auch Batesons Begründungen zielen auf die Kriegssituation sowie die Formulierung eines Friedensvertrags nach dem Krieg. Der Aufsatz endet mit sehr konkreten Vorschlägen für die Herstellung einer „amerikanischen Moral“, die die Motivation sowohl der Soldaten als auch der „Nation“ als Gesamtgebilde im Krieg befördern solle (Bateson 1987 [1942]: 103-106; Übersetzung I. J.). Explizit verknüpft Mead die Erforschung eines „amerikanischen Charakters“ mit der Kriegssituation: „Dieses Buch will [...] untersuchen, welches die Stärken und die Schwächen des amerikanischen Charakters sind – die psychologische Ausrüstung, die uns den Krieg gewinnen hilft. Darum müssen wir uns klar darüber werden, was denn dieser amerikanische Charakter ist“ (Mead 1946 [1943]: 26). Vgl. außerdem Mead (1961: 15-17). Zum Nutzen der „national-character studies“ in Friedenszeiten schreibt Mead 1961, sie vermittelten Kenntnisse über einen „nationalen Charakter“, lieferten die Hintergrundinformationen für Verhandlungen mit dem japanischen Kaiser, mit den Sowjets sowie mit den Engländern. Auch Staatsbesuche des Präsidenten Nixon in Lateinamerika im Jahr 1958 hätten erfolgreicher verlaufen können, wenn auf diese Art von Informationen zurückgegriffen worden wäre, empfiehlt die Anthropologin ihr wissenschaftliches Feld der Regierung an (1961: 20 f.).

„nationaler Charakter“ als wissenschaftliches Objekt definiert und Differenzen zwischen „Nationen“ als wissenschaftlich definierbar entworfen. Methodologisch erfolgt die Begründung dieser neuen wissenschaftlichen Objekte durch die Verknüpfung von „sozialer Struktur“ (Mead), bzw. „stabilen sozial differenzierten“ Gruppen (Bateson), und „Charakterbildung“, wobei die national definierte Gesellschaft als „stabiles“, soziales Gebilde vorausgesetzt wird. Die Entstehung der „national-character studies“ als wissenschaftlichem Feld ist gleichursprünglich mit der Forderung nach einer interdisziplinären Herangehensweise zur Erforschung ihrer Objekte (Mead 1961: 17).¹⁹

Erikson entwickelt seine Identitätstheorie im Zuge der Herausbildung dieses wissenschaftlichen Feldes und wird in dieser Studie insofern als sozialwissenschaftlich bezeichnet, als ihre Entstehung mit der expliziten Forderung nach der Überschreitung disziplinärer Grenzen einherging. Sie entsteht in einem wissenschaftspolitischen Kontext, in dem disziplinäre Grenzen – nach der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen bis 1945 (Wallerstein et al.: 39) – wieder unterlaufen und damit in Frage gestellt wurden (ebd.: 41).²⁰ Im „Committee for National Morale“ war Erikson an der Definition dieses Feldes mitbeteiligt.²¹ Eriksons Theorie von Identität stützte sich mit der methodischen Verknüpfung von „sozialer Struktur“ und „Charakter“ auf die interdisziplinäre Herangehensweise, wie sie in dem Zusammenhang der „national-character studies“ postuliert wurde. Diese Forderung verbindet Eriksons Theorie mit dem Feld der „national-character studies“ und manifestiert sich in dem Entwurf des Identitätsbegriffs, der für die konzeptionelle Zusammenfügung von „Gesetzen der individuellen Entwicklung und sozialer Organisation“ steht, welche die „Einheit des menschl-

19 Vgl. Meads Beschreibung (1961: 17). Auch Klineberg fordert eine interdisziplinäre Herangehensweise für „national-character studies“, indem das Gebiet der Psychologie auf „soziale Fragestellungen“ ausgedehnt werden solle (Klineberg: 147). Schließlich fordert auch Erikson die Zusammenarbeit von Psychoanalyse und Sozialwissenschaft bereits in dem erstmals 1946 veröffentlichten Aufsatz, später als erstes Kapitel der Aufsatzsammlung *Identity and the Life Cycle* aufgenommen (2000 [1959]: 11). Vgl. a. Erikson (1970 [1968]: 42).

20 In Harvard wurde 1946 das „Department of Social Relations“ als interdisziplinärer Fachbereich gegründet. Er setzte sich aus den Fächern Psychologie, Anthropologie und Soziologie zusammen. Dessen erster Leiter wurde Talcott Parsons; in diesem Zusammenhang entstand *Toward a General Theory of Action* (1951), geschrieben u. a. von Parsons und Edward A. Shils.

21 Vgl. Mead (1961: 17). In diesem Zusammenhang ist auch ein unveröffentlichter Text entstanden, „On Submarine Psychology“ (1940), wie in der Bibliographie in *Identity and the Life Cycle* vermerkt ist (1959: 167).

chen Lebenszyklus“ ausmache, so Erikson im Vorwort zur ersten Veröffentlichung von *Identity and the Life Cycle* von 1959 (S. 1). Eriksons Theorie der Identität zielt auf die gesellschaftliche Integration von Individuen. Außer in dem bereits erwähnten Aufsatz von 1945 findet sie sich z. B. in dem Titel des Aufsatzes „Ego Development and Historical Change“ (erstmalig 1946 veröffentlicht) sowie in der Einleitung desselben Textes wieder, der in der Aufsatzsammlung *Identity and the Life Cycle* (1959) aufgenommen wurde. Darüber hinaus scheint sich in Eriksons Identitätstheorie ein methodisches Instrument wiederzufinden, nämlich die Bildung „bipolarer Charakteristika“ zur Analyse eines „nationalen Charakters“, wie sie von Bateson vorgeschlagen wurde. Es handelt sich dabei um die Bildung von Gegensatzpaaren, die nicht nur Eriksons Identitätsbegriff strukturieren – „positive“ versus „negative Identität“ – sondern auch das Schema der Identitätsentwicklung. Demnach wird jede Entwicklungsstufe von dem Gegensatz einer spezifischen „Krise“ sowie der zu vollziehenden Entwicklung definiert (vgl. 1950: 247 ff.; 1959: 118 ff.). Mit anderen Worten, die wissenschaftliche Definition eines Begriffes wie „nationaler Charakter“ oder „Identität“ stützt sich jeweils auf die Bestimmung von binären, komplementären Differenzen, die zusammen eine stabile Einheit bilden. Dabei stehen diese Differenzen für eine ‚wissenschaftliche‘ Analyse von ‚nationalem Charakter‘ und ‚Identität‘ und grenzen sie gegen den alltagssprachlichen Gebrauch ab.²² Was die Texte aus den „national-character studies“ – Eriksons Beitrag dazu eingeschlossen – mit Eriksons Identitätstheorie darüber hinaus vereint, ist die Rede über Krisen: Sie ist konstitutiv für die Rede über nationale Einheit und Identität.

Zur Nationalisierung des Sozialen

Die Prägung des Begriffs „national character“ im Sinne von national differenzierbaren Eigenschaften von sozialen AkteurInnen muss im Zusammenhang mit der Ausbreitung und institutionellen Absicherung des Konzepts der Nation in der Zeit zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg gesehen werden. Der Begriff des „character“, so wie er im Rahmen der „national-character studies“ bestimmt wurde, stellt vor diesem Hintergrund das sozialwissenschaftliche Gegenstück zu der

22 Erikson hielt allerdings eine Verwendung von Begriffen wie Identität und Identitätskrise „im allgemeinen wie im wissenschaftlichen Sprachgebrauch“ offenbar für weniger problematisch (vgl. z. B. 1970 [1968]: 11 ff.), und hat selbst in nicht geringem Maße dazu beigetragen, dass der Begriff der Identität in unterschiedliche Disziplinen hineinragt und zur Beschreibung verschiedener sozialer wie politischer Phänomene benutzt wird.

Definition von „Nationen“ und „Minderheiten“ als „Unternationalen“ im Völkerrecht durch den Völkerbund im Anschluss an den Ersten Weltkrieg dar (Noiriel 1994: 79 ff.). Das Konzept der Nation wurde durch diese Festlegung im internationalen Recht zur bedeutsamen Unterscheidung. Noiriel führt diese Bedeutungszunahme des Konzepts der Nation u. a. auf die „Verallgemeinerung des Prinzips vom ‚Recht der Völker auf Selbstbestimmung‘“ im Anschluss an den Ersten Weltkrieg zurück. Diese Transformation des „Nationalitätsprinzips“ (Hobsbawm 1991: 155)²³ führte zur Konstitution neuer Nationalstaaten, zu einer neuen Festlegung von nationalstaatlichen Grenzen, sowie zu einer Transformation der Politik entsprechend dem Prinzip, „Nation“ identisch zu machen mit einem bestimmten Territorium. In den neu entstandenen Nationalstaaten begann die Verfolgung jener kollektiven Zusammenhänge, die sich vom nationalen Modell unterschieden (Noiriel 1994: 81). Die Einteilung der Welt nach „Nationen“ und „Unternationalen“ wurde durch eine weitere Definition – des „Flüchtlings“ – institutionell abgesichert. Seit Mitte der 1920er Jahre bemühte man sich im Völkerbund um eine Definition des Flüchtlingsstatus im internationalen Recht. Dabei wurde erstmals im Abkommen von 1933 das Prinzip eingeführt, Flüchtlinge nicht mehr ausschließlich nach ihrer Nationalität, d. h. Staatsangehörigkeit, zu bestimmen, sondern nach einer Kategorie der „nationalen Herkunft“ (ebd.: 87).

Diese Prinzipien zur Bestimmung von Individuen und von kollektiven Zusammenhängen, die zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg als Normen des internationalen Rechts festgelegt wurden, fanden Eingang in bürokratische Verfahren der Registrierung. Dies zeigt sich in der Bedeutungszunahme des Passes seit dem Ersten Weltkrieg (ebd.: 74 f.; 162) als einem Dokument, das die Existenz seines Trägers an die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Nationalstaat und seine Register bindet. Es zeigt sich außerdem daran, dass etwa die Definition „nationaler Her-

23 Hobsbawm erörtert unter dem Begriff „Nationalitätsprinzip“, der auf den Sprachgebrauch von 1830 zurückgeht, die Begriffsgeschichte des Konzepts „Nation“. Zu diesem Zeitpunkt wurde im Kontext der Amerikanischen und Französischen Revolution die Bedeutung von Nation im Sinne einer Gleichsetzung von „Volk“, Staat und Nation geprägt (Hobsbawm 1991: 29 ff.). Nach dem Ersten Weltkrieg erfolgte eine neue Formulierung des Nationalitätsprinzips durch den US-amerikanischen Präsidenten Wilson, das in die Friedensverträge einging und zur Schaffung neuer Staaten in Europa führte (ebd.: 44). Das Prinzip der Selbstbestimmung führte dazu, dass eine Reihe von Gemeinschaften sich als „Nation“ definierten, und daraus die Forderung nach einem eigenen Staat ableiteten: „[...] als Folge dieser Vermehrung potentieller Nationen ohne Geschichte wurden ethnische Zugehörigkeit und Sprache zu zentralen, zunehmend entscheidenden oder gar den einzigen Kriterien für die potentielle Nation“ (1994: 122).

kunft“, die im internationalen Recht festgelegt wurde, sich in Form eines Vermerks in Ausweispapieren als Kategorie bürokratischer Registrierung manifestierte.²⁴ Am Ende des Zweiten Weltkriegs hatte sich „Nation“ bzw. „nationale Herkunft“ als Unterscheidungsmerkmal international durchgesetzt.²⁵

Der Begriff des „character“ kann als eine sozialwissenschaftliche Problematisierungsweise dieses Konzepts der Nation und der davon abgeleiteten Definition von Minderheiten im Sinne von „Unternationen“ analysiert werden. Er trägt zur Diskursivierung einer bestimmten Sicht auf die Welt bei, gesellschaftliche Phänomene „national“ zu definieren. In diesem Sinne werden etwa die Unterwerfung indigener Gruppen in den USA und die gesellschaftliche Hierarchie, die dadurch geschaffen wird, als Fragen der „Entwicklung“ einer „Nation“ problematisiert. Dies geschieht zum einen in Bezug auf das nationale Gebilde USA, wodurch die gesellschaftliche Unterwerfung indigener Gruppen als Problematik einer fehlenden oder unvollständigen „nationalen“ Integration erscheint. Diese Auffassung bringt die Logik hervor, die eine sogenannte Re-Edukation erfordert, wozu Erikson mit seinen Untersuchungen über Indigene erklärtermaßen beitragen möchte (Erikson 1945: 319). Zu einem späteren Zeitpunkt ist dann von Re-Identifikation die Rede, der sich AfroamerikanerInnen unterziehen müssten (Erikson 1964: 32). Zum anderen wird von Befreiungsbewegungen, u. a. antikolonialen sowie den Bürgerrechtsbewegungen in den USA, auf diese Denkfigur von „Nation“ und „Unternation“ zurückgegriffen, um die Forderung nach Rechten aus dieser Definition als „Unternation“ abzuleiten. Auch aus dieser Perspektive erscheinen Probleme, die sich etwa für Indigene aus der mehrere Jahrhunderte währenden Unterwerfung und Beherrschung in

24 Noiriell nennt als Beispiel das Zertifikat, das zu Beginn der 1950er Jahre vom französischen Flüchtlingsamt ausgestellt wurde. In diesem Flüchtlingszertifikat wurde nunmehr die „nationale Herkunft“ vermerkt, da manche Flüchtlinge ihre Staatsangehörigkeit verloren hatten oder aber ihre Herkunftsstaaten von der französischen Regierung nicht anerkannt waren (1994: 171 ff.).

25 Im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg sah man sich mit dem Problem konfrontiert, das sich aus dem Widerspruch ergibt, einerseits dem „nationalen Prinzip“ seit dem Ersten Weltkrieg Priorität eingeräumt zu haben, und dass andererseits Registrierungsnormen eines Nationalstaats fragwürdig wurden, wenn nicht wertlos, wenn dieser aus der internationalen Gemeinschaft ausgeschlossen worden war. Dass aber die nationale Zugehörigkeit zum entscheidenden Unterscheidungsmerkmal spätestens seit Ende des Zweiten Weltkriegs geworden war, zeigt sich, Noiriell zufolge, z. B. in der Priorität, die das alliierte Oberkommando den Bemühungen beimaß, noch vor einem Waffenstillstand die Staatsangehörigkeit von Hunderttausenden von Waisen zu bestimmen, die ohne Papiere waren (ebd.: 111).

den Vereinigten Staaten ergeben, als Entwicklungsfrage von einer „Unternation“ zur „Nation“. Mit der Prägung des Konzepts des Nationalcharakters wird insofern die Problematisierung dieses nationalstaatlichen Prinzips ermöglicht, als auf diese Weise soziale AkteurInnen zu einer Gruppe entsprechend der Definition von Nationen und Minderheiten als „Unternationalen“ zusammengefasst werden. Der Begriff des „character“ kann so als Instrument der Klassifizierung sozialer AkteurInnen im Sinne von Personenkategorien aufgefasst werden: Er ermöglicht die Nationalisierung des Sozialen, indem soziale Phänomene entsprechend von Personenkategorien diskursiv hervorgebracht werden.

Adoleszenz und die Problematisierung von Jugend

Bereits in dem 1950 erschienenen Buch *Childhood and Society* hatte Erikson ein Schema von Entwicklungsstufen aufgestellt, das mit „Die acht Phasen des Menschen“ überschrieben war und in einer späteren Fassung mit „Epigenese der Identität“²⁶. Diesem „epigenetischen“ Prinzip menschlicher Entwicklung liegt die Annahme normativer Entwicklungsschritte zugrunde, die über die psychosexuelle Entwicklung hinausgehend (im Vergleich zu Freuds Entwicklungstheorie) auch die körperliche, kognitive und vor allem psychosoziale Entwicklung umfassen. Außerdem ist darin die Annahme einer dialektischen Entwicklung von Identität enthalten. Die Entwicklungsstufen sind durch binäre, komplementäre Differenzen strukturiert, d. h. jede Phase wird von einer dazugehörigen Krise eingeleitet, deren Integration zu einer höheren Entwicklungsstufe führt.

Rapaport ordnete Eriksons Identitätstheorie im Vorwort der Erstausgabe von *Identity and the Lifecycle* als „psychosocial theory of ego development“ (1959: 15) in das Gebiet der „ego psychology“ ein. Rapaports Beschreibung von Eriksons Beitrag umkreist jenes Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft, das seit dem Ende des 19. Jahrhunderts auch von George H. Mead und Charles H. Cooley im Begriff des Selbst problematisiert wurde. Für die Schwelle der Epistemologisierung war im vorangehenden Kapitel die These aufgestellt worden, dass eine sozialtheoretische Konzeption des Selbst eine Diagnose virulent gewordener gesellschaftlicher Konflikte und Widersprüche beinhaltet: das Auseinanderfallen, die Trennung, von den zwei Entitäten Gesellschaft und Individuum. Die Konzeption des Selbst, das durch soziale Kontrolle hervorgebracht wird, implizierte die Überwindung dieser Trennung. Auch Rapaports Darstellung problematisiert dieses Verhältnis

26 Erikson (1970 [1968]: 91). Als „epigenetisches Prinzip“ definiert Erikson einen „Grundplan“, der dem „Wachstum“ der Identität zugrunde liege (2000 [1959]: 57 ff.).

zwischen Individuum und Gesellschaft, indem der Beitrag u. a. Eriksons darin ausgemacht wird, dass der soziale Charakter des Individuums in seiner Theorie vorausgesetzt sei.

„The crucial characteristic of this [Erikson's] psychosocial theory of ego development, and of Hartmann's adaption theory (in contrast to the ‚culturalist‘ theories) is that they offer a conceptual explanation of the individual's social development by tracing the unfolding of *the genetically social character of the human individual* in the course of his encounters with the social environment at each phase of his epigenesis. Thus it is not assumed that societal norms are grafted upon the genetically asocial individual by ‚disciplines‘ and ‚socialization‘, but that the society into which the individual is born makes him its member by influencing *the manner in which* he solves the tasks posed by each phase of his epigenetic development.“ (Rapaport 1959: 15; Hervorhebung i. O.)

Explizit wird festgestellt, dass das Individuum nicht ein asoziales Wesen sei, dem Normen aufgefropft würden, sondern dass „die Gesellschaft es zu seinem Mitglied macht, indem die Art und Weise beeinflusst wird, auf die es die Aufgaben löst, die ihm durch jede Phase der epigenetischen Entwicklung gestellt werden“. Es geht also um die Frage, so Rapaport, auf welche Weise das Individuum zum Mitglied einer Gesellschaft werde. Und auf diese Frage gebe Eriksons Theorie Antworten, indem er konzeptionell fasse, wie bestimmte gesellschaftlich akzeptierte Verhaltensweisen zu individuellen Verhaltensweisen werden (ebd.: 16). Wenn Rapaport die Auffassung vertritt, dies sei die Frage danach, auf welche Weise ein Individuum zum Mitglied einer Gesellschaft werde, so lässt sich daraus rückschließen, dass es genau *die Mitgliedschaft in der Gesellschaft* ist, die in den 1950er Jahren in den Vereinigten Staaten problematisch geworden ist. Um diese Frage drehen sich eine Reihe von Untersuchungen, die in diesem Zeitraum vorgenommen werden: angefangen bei Untersuchungen der Rolle „der Frau“, über Hermaphroditen, Indigene, AfroamerikanerInnen, Intellektuelle, bis hin zu „Jugendlichen“, ihnen allen gilt die Sorge nicht nur in den Sozialwissenschaften, sondern auch in diversen von den jeweiligen Regierungen eingesetzten Komitees und abgehaltenen Konferenzen.²⁷

27 So bezieht sich etwa Erikson auf eine vom U.S. Children's Bureau veranstaltete Konferenz („White House Conference“) von 1950, für die er den Text „Growth and Crises of the Healthy Personality“ verfasste, und die ein Kapitel seines am meisten zitierten Werks *Identity and the Life Cycle* darstellt (Erikson 1959: 2). Passerini erwähnt ein von Kennedy eingesetztes Komitee zu Jugendkriminalität und Jugendverbrechen (Passerini 1997: 429 f.), um nur einige Beispiele zu nennen.

Eriksons Identitätstheorie markiert nicht nur einen Übergang von einem Begriff des Selbst zum Begriff der Identität in einem sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“. Dieser Wechsel geht außerdem einher mit einer Transformation der diskurstragenden Kategorie „Sprache“, die für die Schwelle der Epistemologisierung beschrieben worden war, hin zu einer diskurstragenden Kategorie „Normen“ auf einer Schwelle der Wissenschaftlichkeit. In Eriksons Identitätstheorie finden die im Rahmen der „national-character studies“ angewendeten multidisziplinären Methoden aus Anthropologie und Psychoanalyse (Mead 1961: 18), die Forderung, Psychologie auf „soziale Fragen“ anzuwenden (Klineberg 1944: 147), eine konzeptionelle Umsetzung. Eriksons Theorie der Identität beschreibt auf Basis des Entwurfs eines „epigenetischen Prinzips“, *aufgrund welcher Normen* ein Individuum als Mitglied einer Gesellschaft gelten kann. Es ist dieses „epigenetische Prinzip“, das es ermöglicht, historisch spezifische Normen als wissenschaftlich begründete Entwicklungsschritte in einer psychosozialen Entwicklungstheorie festzulegen. Die Mitgliedschaft in der Gesellschaft wird auf diese Weise zur Frage der Entwicklung. Was auf der Schwelle der Epistemologisierung eine Entwicklungsleiter ausmacht, die u. a. mit dieser Metaphorik und Vergleichen zwischen Mensch und Tier die Entwicklung zum universalen, rationalen Selbst darstellt (vom Hautflügler bis zum rationalen Menschen als Bezeichnungsträger des Selbst), findet auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit eine Definition von Entwicklungsstufen als wissenschaftlich begründbare und begründete Entwicklungsphasen statt. Die Konzeption der Entwicklung von Identität im Sinne einer sukzessiven gesellschaftlichen Integration stellt nicht nur den Entwurf von Identität als Frage „sozialer Organisation“ dar. Darüber werden in Eriksons Identitätstheorie Mechanismen entworfen, die soziale Organisation in eine Frage individueller Entwicklung transformieren. Aus diesem Grund ist es möglich, gesellschaftliche und politische Beunruhigungen in der US-amerikanischen Gesellschaft in den 1950er und 1960er Jahren aufzunehmen und als fehlende soziale Organisation aufgrund von fehlender oder unvollständiger Identitätsentwicklung zu definieren. Im Folgenden wird gezeigt, auf welche Weise bestimmte Problematisierungsweisen, die sich zu diesem Zeitpunkt in den Vereinigten Staaten bildeten, d. h. Problematisierungsweisen über die Jugend, über Zweigeschlechtlichkeit und die nationale Einheit, in Eriksons Konzeption von Identität geformt werden konnten. Gesellschaftliche Widersprüche und Konflikte gehen in Eriksons Identitätstheorie in die Figur der „Krise“ ein, die als komplementär zu „Identität“ entworfen ist.

Dieser Gegensatz von „Identität“ versus „Krise“ definiert die entscheidende Entwicklungsphase der Adoleszenz, die in Eriksons Dia-

gramm der Entwicklungsstufen als Achse der Identitätsentwicklung dargestellt ist. Auf ihr sind die jeweiligen Entwicklungsschritte eingetragen mit ihrem komplementären Gegenstück, den möglichen „Symptomen“, wenn ein bestimmter Entwicklungsschritt nicht bewältigt wird, in Form einer sogenannten Regression auf frühere Entwicklungsstufen (Erikson 1970 [1968]: 186 ff.) oder als Antizipationen künftiger Formen von „Verwirrung“ (ebd.: 192 ff.).²⁸

Eriksons Diagramm, die „epigenetische Karte“, wie sie auch genannt wird, soll es ermöglichen, bestimmte „Symptome“ auf eine spezifische Stufe der Identitätsentwicklung zurückzuführen, wodurch „Identitätsentwicklung“ zum messbaren Phänomen gemacht wird. Das Diagramm besteht aus einer Vertikalen, den Altersstufen, einer Horizontalen, der gerade beschriebenen Achse, auf der Entwicklungsschritte mit zugeordneten „Teilsymptomen“ aufgezählt sind, sowie einer „Diagonalen [...] [die] die ontogenetische Entfaltung der Hauptkomponenten der psychosozialen Vitalität“ darstellt (ebd.: 186).²⁹ Die Metapher des „Lebens“ weist auf das hin, was an anderer Stelle als „dunkel und doch vital“ bezeichnet worden war: Identität als „Einheit der persönlichen und kulturellen Identität“. Auf dieser Diagonalen ist also eingeschrieben, was

28 Die acht Phasen der Identitätsentwicklung umfassen:

Säuglingsalter: Entwicklung von Urvertrauen gegen Misstrauen führt zur Ausbildung von Unipolarität gegen vorzeitige Selbstdifferenzierung
 Kleinkindalter: Autonomie gegen Scham und Zweifel führt zu Bipolarität gegen Autismus

Spielalter: Initiative gegen Schuldgefühl führt zu Spielidentifikation gegen (ödpale) Phantasie-Identitäten

Schulalter: Werksinn gegen Minderwertigkeitsgefühl führt zu Arbeitsidentifikation gegen Identitätssperre

Adoleszenz: Identität gegen Identitätsdiffusion (dieser Begriff wurde später durch den Begriff der Identitätsverwirrung ersetzt; vgl. Erikson 1970 [1968]: 220).

Frühes Erwachsenenalter: Intimität gegen Isolierung führt zu Solidarität gegen soziale Isolierung

Erwachsenenalter: Generativität gegen Selbst-Absorption

Reifes Erwachsenenalter: Integrität gegen Lebens-Ekel

In der Phase der Adoleszenz beinhaltet die Entwicklung von Identität:

1. die Entwicklung einer Zeitperspektive gegen Zeitdiffusion, wobei ein Verfehlen dieses Entwicklungsziels eine Regression auf die 1. Entwicklungsstufe hervorruft, bzw. auf eine unvollständige Entwicklung auf dieser Stufe hinweist. 2. Die Entwicklung von Selbstbewusstsein gegen peinliche Identitätsbewusstheit. 3. Experimentieren mit Rollen gegen negative Identitätswahl. 4. Zutrauen zur eigenen Leistung gegen Arbeitslähmung. 6. Sexuelle Identität gegen bisexuelle Diffusion. 7. Führungspolarisierung gegen Autoritätsdiffusion. 8. Ideologische Polarisierung gegen Diffusion der Ideale. (Erikson 2000 [1959]: 150 f.).

29 Vgl. das Diagramm in Erikson (1970 [1968]: 95); (2000 [1959]: 150 f.).

„im Kern des Individuums“ wie „im Kern seiner gemeinschaftlichen Kultur“ zu liegen scheint, ein Prozess teleologischer Entwicklung, ein Prozess, „der faktisch die Identität dieser beiden Identitäten begründet“ (ebd.: 16 ff.). Es ist dieses Vorhaben, „ein Problem, das so allgegenwärtig und doch so schwer zu fassen ist“ auf einer Diagonalen in einem Diagramm festzulegen, indem es darauf als Anordnung binärer, komplementärer Differenzen eingetragen wird, was das Erreichen einer Schwelle der Wissenschaftlichkeit kennzeichnet. Es ist das Vorhaben, „Leben“ als „Ich-Identität“ zur wissenschaftlich analysierbaren Größe zu machen, das die Schwelle der Wissenschaftlichkeit eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ anzeigt: Dies geschieht durch den Entwurf eines Diagramms, das erstens die Messbarkeit von Identitätsentwicklung durch die Definition von spezifischen Entwicklungsphasen und ihre Strukturierung durch binäre, komplementäre Differenzen impliziert sowie einen normativen Entwicklungsprozess festlegt. Normen der Identitätsentwicklung werden als wissenschaftlich definierte und definierbare hergestellt, indem sie als messbare Größen in einem Koordinatensystem entworfen werden. Zweitens repräsentiert die „Diagonale“ der Identitätsentwicklung die Definition von „Identität“ als Einheit oder Übereinstimmung der zwei Modelle „kultureller“ und „persönlicher“ Identität. Die Schwelle der Wissenschaftlichkeit wird angezeigt durch die Spezifizierung eines Begriffs des Selbst, der die Schwelle der Epistemologisierung kennzeichnet, in zwei Modelle von Identität: in ein Modell „persönlicher Identität“ und ein Modell „kultureller Identität“, die im Laufe der individuellen Entwicklung zu einer Identität zusammengefügt, in eine Einheit gebracht werden sollen. D. h. mit der Definition eines normativen Entwicklungsschemas findet auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit eine begriffliche Bestimmung von Modellen der „personalen“ und der „kollektiven Identität“ statt, wodurch die (sozial-)wissenschaftliche Herstellung und Diskursivierung eines Fragekomplexes: die gesellschaftliche Integration von Individuen, erfolgt.

Dies äußert sich in Eriksons Identitätstheorie als Bedeutungsverschiebung der Funktion von Gesellschaft in Bezug zum Individuum in Abgrenzung zu Freuds Theorie. Dem „Problem, wie sich die Ich-Synthese innerhalb der Gesellschaft vollzieht“ wird mehr Bedeutung zugeschrieben. Statt „Gesellschaft“ als Quelle von Frustrationen zu begreifen, gelte es, die Leistungen der Gesellschaft zu betonen, Konflikte „durch die Aussicht auf eine gewisse Sicherheit, Identität und Integrität“ zu erleichtern (Erikson 1950: 277). Das Verhältnis von Gesellschaft und Individuum im Sinne ihrer gegenseitigen Integration wird in der Konzeption von „Identität“ als Einheit von „Ich-Identität“ und „Grup-

penidentität“ betont, während destabilisierende Momente auf die Figuren der „negativen Identität“ und den zu überwindenden Formen von „Identitätsverwirrung“ oder „Identitätskrise“ verschoben werden. Dieser Punkt wird im Anschluss an dieses Kapitel weiter ausgeführt.

Die Diskursivierung eines sozialwissenschaftlichen Identitätsbegriffs äußert sich in der Vervielfältigung der Begriffsbildung. Zum einen wird eine disziplinäre Unterscheidung zwischen Identitätsbegriffen eingeführt, wobei dieser Vorgang auf die Verbreitung des Begriffs hinweist. So unterscheidet Erikson seinen Identitätsbegriff als sozialpsychologischen Begriff von soziologischen Verwendungen, im Sinne von „sozialer Rolle, persönlicher Selbst-Bilder oder bewußter Selbst-Bilder“ (Erikson 1970: 12). Als „Ich-Identität“ wird demgegenüber das Gefühl einer „Selbstachtung“ definiert, die daraus erwachse, in einem kollektiven Gebilde organisiert zu sein: Ich-Identität bedingt die Ausrichtung „auf eine kollektive Zukunft“. „Ich-Identität“ ist das organisierende, synthetisierende Moment, das dazu führt, „über eine Selbstgleichheit und Kontinuität [zu] verfügen, *einen Stil der eigenen Individualität*“ zu haben. Es handele sich jedoch nicht nur um ein subjektives Gefühl, sondern „dieser Stil [stimmt] mit der Gleichheit und Kontinuität der *eigenen Bedeutung für signifikante andere* in der unmittelbaren Gemeinschaft“ überein. Dieses Gefühl der Ich-Identität wird auch „Ich-Qualität“ genannt, die sich unterscheidet von einer „persönlichen Identität“, die die „Wahrnehmung der Selbstgleichheit und Kontinuität der eigenen Existenz in Zeit und Raum“ bezeichnet sowie die „Wahrnehmung der Tatsache, daß andere unsere Gleichheit und Kontinuität anerkennen“ (Erikson 1970: 47; Hervorhebung i. O.). Als „Gruppenidentität“ wird die „Organisierung der Erfahrung in [einer] Gruppe“ definiert (ebd.: 45). Diese drei Begriffe der „Ich-Identität“, „persönlichen Identität“ und „Gruppenidentität“ werden also als sozialpsychologische Identitätsbegriffe eingeführt und abgegrenzt von den soziologischen vor allem durch die Bedeutungen der „Ich-Identität“ als „dunkler“, „vitaler“, „weniger leicht zu handhaben“. Zum anderen werden eine Reihe von Wortschöpfungen hervorgebracht wie beispielsweise „Identitätsbewußtheit“, „Identitätselemente“, „Identitätskonflikt“, „Suche nach Identität“, „Identitätsstärke“, um nur einige wenige zu nennen.

In welchem Zusammenhang stehen die Privilegierung der Adoleszenz für die Ausbildung von Identität mit der Thematisierung von „Nation“? Welche Bedeutung hat die Adoleszenz für die Definition von Identität auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit als Einheit von „personaler“ und „kollektiver Identität“? Wenn bei Erikson eine entwicklungspsychologische Definition der Phase der Adoleszenz die Leistung einer „Ich-Synthese“, der Bildung einer Einheit von „Ich-Identität“ mit

„kollektiver Identität“, beinhaltet, so ist in Margaret Meads Beschreibung eines „amerikanischen Charakters“, der in dem Terminus der „third generation“ veranschaulicht ist, das Generationenverhältnis so definiert, dass die „Jugend“ bei der Herstellung einer gesellschaftlichen Ordnung eine bestimmende Rolle erhält.

„Wenn ich behaupte, daß die meisten von uns – wo immer wir auch herkommen mögen – dem Wesen nach dritte Generation sind, so meine ich damit, daß wir in einer Umgebung aufgewachsen sind, wie sie der dritten Generation entspricht. Man muß sich vom Einfluß des Vaters frei machen, nicht weil er der Repräsentant einer alten Kultur ist oder weil er den ersten unvollkommenen Schritt zu einer neuen Kultur darstellt – er hat zu seiner Zeit sehr Gutes geleistet, aber heute ist er eben nicht mehr zeitgemäß. Wie wir, so strebte auch er vorwärts; wie wir, so hat auch er sich vom Ideal der eigenen Ahnen abgewandt und die Ideale der Ahnen anderer Leute angestrebt. Vaters Handlungsweise war bezeichnend für die Art, in der man die Probleme damals anfaßte und die für damals gut war. Deshalb fehlt uns, seinen Kindern die Triebfeder zur Auflehnung. Er war unmodern; er fuhr in einem alten Auto, das den Berg nicht hinaufkam. Darum muß man ihn nicht gleich bekämpfen, ihn nicht aus dem Rennen werfen. Es geht alles viel leichter und schneller, wenn man ihn einfach überholt. Und um das zu tun, muß man nur fortschrittlich bleiben und darauf achten, daß man sich jedes Jahr das neueste Automodell kauft. Nur wenn man erschläft, und das Interesse an der Jagd nach dem Erfolg verliert, fällt man zurück. Sonst geht es vorwärts und aufwärts.“ (Mead 1946: 57 f.)

Die „Jugend“ wird zur bedeutungsgebenden Instanz gesellschaftlicher Ordnung, was bei Margaret Mead als kennzeichnend für einen amerikanischen „Nationalcharakter“ dargestellt ist. In dem Begriff der „Jugend“ werden verschiedene Bedeutungslinien miteinander verbunden: die Herstellung und Erhaltung gesellschaftlicher Ordnung, die bei Erikson als zentrale Funktion im Prozess der Identitätsbildung in der „Entwicklungsphase“ der Adoleszenz ausgemacht wird, findet sich in Margaret Meads Beschreibung des „amerikanischen Charakters“ reflektiert. Denn auch in dieser Darstellung wird die „Jugend“ als diejenige Instanz entworfen, die gesellschaftliche Ordnung nicht nur erneuert, sondern die für die Ablösung der Väter als ordnungsbestimmende Instanz steht. Die Verschiebung von der Figur des „Vaters“ als Repräsentant der gesellschaftlichen und symbolischen Ordnung zu der Figur der „Jugend“ erfolgt demnach erstens mit der Definition der Adoleszenz als der zentralen „Entwicklungsphase“ für die Identitätsbildung in Eriksons Theorie. Zweitens wird „Jugend“ als Kennzeichen von „amerikanischem nationalem Charakter“ entworfen. In der Figur der „Jugend“ sind also der Begriff der Identität mit dem Begriff des sogenannten amerikani-

schen nationalen Charakters miteinander verknüpft. Diese Bedeutungsgebung erfolgt im Zuge der Bedeutungszunahme gesellschaftlicher Ordnung in Eriksons Identitätstheorie. Diese Bedeutungszunahme geht in die Definition des Identitätsbegriffs im Sinne einer Einheit zwischen persönlicher und Gruppenidentität in der Ich-Identität ein.

Die Ausbildung von „Identität“ wird auf diese Weise zum stabilisierenden Faktor gesellschaftlicher Ordnung. Destabilisierende Momente, die in Freuds Theorie im Unbewussten angelegt sind und die Wirkungsmacht symbolischer Ordnung auf das Ich untergraben, werden im Zuge der Betonung der Einheit von Individuum und Gesellschaft als zu überwindende entworfen. Oder sie werden mit der Konzeption der „Krisen“ auf jeder Entwicklungsstufe integriert. Gleichzeitig behandeln Eriksons Texte Fragen gesellschaftlicher Integration – bzw. der „Re-Eduktion“, die an bestimmten gesellschaftlichen Gruppen als Zielobjekten festgemacht sind: so etwa die Untersuchungen über die Yurok und die Sioux, die Erörterungen über „Negro Youth“ oder „Race Relations“ in Zusammenhang mit dem Identitätsbegriff³⁰.

Jugend und gesellschaftliche Ordnung

Die „Jugend“ wurde in den 1950er Jahren in den Vereinigten Staaten zum Forschungsobjekt, dem man sich mit unterschiedlichen Fragestellungen zu nähern suchte. Sie wurde zur „sozialen Gruppe“, zu einer „Kultur“ erklärt, die es zu untersuchen galt. Man stellte fest, dass Jugendliche sich zunehmend an Gleichaltrigen orientierten und die Elterngeneration als Vermittlerin von Werten an Bedeutung verlor. Coleman bringt die Beunruhigung darüber auf den Punkt: „[O]ur society has within its midst a set of small teen-age societies, which focus teen-age interests and attitudes on things far removed from adult responsibilities, and which may develop standards that lead away from those goals established by the larger society.“³¹

30 „Observation on Sioux Education“ (1939) und „Observation on the Yurok: Childhood and World Image“ (1943), die auch in einer Zusammenfassung „Childhood and Tradition in two American Tribes“ (1945) erschienen sind. „A Memorandum on Identity and Negro Youth“ (1964) und „The Concept of Identity in Race Relations: Notes and Queries“ (1966).

31 Dies stellt Coleman in seiner 1961 erschienen Studie *The Adolescent Society* fest (1981: 9). Aus diesen Veränderungen ergebe sich, dass „die Gesellschaft“ nicht länger nur mit einer „Gruppe von Individuen“ zu tun habe, die zum Erwachsensein erzogen werden müssten, sondern mit „eigenen sozialen Systemen“, die in Opposition zur Gesellschaft der Erwachsenen stünden: „distinct social systems, which offer a united front to the overtures made by adult society.“ Coleman vermag sogar eine eigene Gesellschaft der Jugendlichen auszumachen: „The adolescent is dumped into a society of his peers. [...] Consequently, the non-occupational training

„In ihrer Mitte“ also, befindet sich ein Gebiet in der Gesellschaft, eine terra incognita gewissermaßen, die es nötig macht, sich wissenschaftlich mit ihrer Erforschung zu befassen. Auch die Jugendlichen werden so zu Objekten von Bemühungen der „Re-Eduktion“, ähnlich den indigenen und afroamerikanischen gesellschaftlichen Gruppen. Anders aber als diese werden die Jugendlichen „in der Mitte“ der Gesellschaft – die im Zuge dieser Unterscheidungen zur Gesellschaft der Erwachsenen wird – verortet: eine Bestimmung, die zum einen auf eine Differenzierung zum Rand und sogenannten marginalisierten Gruppen hinweist, und zum anderen auf ihren zentralen Stellenwert. Die „Jugend“ repräsentiert die kommende Ordnung, den Fortschritt, und wurde im gleichen Zeitraum als Zeichen eines amerikanischen „nationalen Charakters“ bestimmt. Die „Jugend“ wurde zum Objekt der Sorge, beunruhigend, da sie einerseits die gesellschaftliche Ordnung zu bedrohen scheint, andererseits für ihre Verwirklichung steht.³² Eine Reihe von Publikationen be-

that parents once gave to their children via ‚natural processes‘ has been taken out of their hands as well, [...] by those very social changes that segregated adolescents into a society of their own.“ (ebd.: 4; Hervorhebung i. O.).

- 32 Die Differenzierung zwischen Zentrum und Rand ist entscheidend. Als allgemeiner Begriff zeichnet sich der Begriff der „Jugend“ dadurch aus, dass er unmarkiert auftritt. Nur aufgrund dieser Definition als allgemein repräsentiert die „Jugend“ die zukünftige gesellschaftliche Ordnung. Gleichzeitig gilt die Sorge um „die Jugend“ ganz bestimmten Jugendlichen. Welche Gruppen werden unter dem Begriff der „Jugend“ beschrieben? Die Gruppe, die wohl am stärksten Anlass zur Beunruhigung gab, beschreibt Cohen in *Delinquent Boys. The Culture of the Gang*. Cohen zufolge handelt es sich bei den „straftätigen Jungs“, die „Banden“ zugehören, um Angehörige der unteren Schichten und ethnisierte oder ‚rassialisierte‘ Gruppen, im Unterschied zu straftätigen jungen Männer der oberen Schichten, die sich nicht in „Banden“ organisierten. Junge Frauen seien in der Gruppe derjenigen, die in „Banden“ straffällig werden, unterrepräsentiert (1961: 32). Goodmans Darstellung der „Jugend“ bezieht sich auf „die Angry“, „die Beat“ und „jugendliche Kriminelle“, die sämtliche als „junge Männer“ gelten (Goodman: 43). Coleman's Untersuchung von „jugendlichen Subkulturen“ in High Schools im mittleren Westen (Illinois) Ende der 1950er Jahre unterscheidet dagegen durchgehend zwischen jungen Männern und Frauen. Die Beschreibung einer „Adolescent Society“ scheint sich dabei ausschließlich auf „Weiße“ zu beziehen. Afroamerikanische Jugendliche finden nur Erwähnung als Ausgeschlossene aus einer Verbindung wie einer „sorority“ (Coleman: 113, Fn. 6), als Abwesende (ebd.: 64; 65), verschwindend kleine Minderheit (ebd.: 62) oder kriminalisierte Minderheit (ebd.: 66) in den jeweiligen Städten und Gemeinden. Coleman's Interesse gilt besonders der Gruppe, die er „leading crowd“ nennt, sowie den Gruppen von „elites“, da es ihm darum geht, die Normen zu verstehen, die die zukünftige Gesellschaft organisieren werden – bzw.

fassten sich mit der „Jugend“ als Problemfall: Jugendbanden und Beatniks wurden zu Objekten sozialwissenschaftlicher Untersuchung.

Es ist die Herstellung gesellschaftlicher Ordnung, die auf diese Weise problematisiert wird. Zum einen wird die „soziale Bewältigung der Jugendverwahrlosung“ als Motivation für die soziologische Auseinandersetzung genannt.³³ Die Untersuchung der „jugendlichen Banden“ wird deswegen entscheidend, da diese die „Normen der ‚anständigen‘ Erwachsenen-Gesellschaft“ ablehnen: „[...] die Kultur der Bande bestimmt wird durch ihre negative Polarität gegenüber jenen Normen. Sie bezieht ihre Normen von der sie umgebenden Gesamtkultur, aber sie verkehrt diese Normen in ihr genaues Gegenteil“ (Cohen 1961: 19).

Zum anderen ist es Kritik an bestehenden Verhältnissen, die über die Problematisierung der „Jugend“ ausformuliert wird. So führt etwa Goodman die „Entfremdung der Jugend“ auf „verpaßte oder kompromitierte Revolutionen der Neuzeit“ zurück, die „Unklarheiten und gesellschaftliche Ungleichheiten“ zur Folge gehabt hätten: „Aber eine unvollständige Revolution führt dazu, die Tradition zu unterbrechen, ohne ein neues gesellschaftliches Gleichgewicht herzustellen“, so Goodman.³⁴ Als problematisch werden ein fehlendes gesellschaftliches Gleichgewicht und eine „fehlende Gemeinschaft“ beschrieben. Über die Problematisierung der „Jugend“ wird die Rede über „eine dauerhafte und intakte Gemeinschaft“, „Stabilität“, „gesellschaftliche Balance“ produziert (Goodman 1971 [1956]: 336 ff.). Wenn in dieser die „Jugend“ einerseits

den Erwachsenen einen Zugriff auf diese zu ermöglichen (ebd.: 12). Offenbar steht die „Jugend“ einerseits für die künftige gesellschaftliche Ordnung. Junge Frauen werden den Rollenerwartungen entsprechend als Teil der Jugend definiert (Coleman). Umgekehrt werden sie aufgrund der gleichen Rollenerwartung aus der Gruppe der Jugendlichen herausdefiniert (Goodman), jedenfalls eher als Begleiterinnen dargestellt. Andererseits steht die „Jugend“ für die Bedrohung der künftigen gesellschaftlichen Ordnung durch bestimmte Gruppen von Jugendlichen. Während in der ersten Gruppe AfroamerikanerInnen und andere ethinisierte oder ‚rassialisierte‘ Jugendliche nicht Teil der Definition von „Jugend“ sind, stellen sie zusammen mit anderen Angehörigen der unteren Schichten vielmehr einen Großteil derjenigen dar, die der zweiten Definition von „Jugend“ zugrunde liegen. Junge Frauen dagegen sind aus dieser zweiten Gruppe der „Jugend“ ausgeklammert, während sie der ersten – abhängig vom Autor – teilweise zugehören.

33 So Cohen in dem 1955 publizierten Band *Delinquent Boys: The Culture of the Gang*; (hier 1961: 13).

34 Dies ist die These in Paul Goodmans 1956 erschienenem Buch *Growing up Absurd – Problems of Youth in the Organized Society*; (vgl. ebd.: 314 f.).

ihr Fehlen markiert, so wird sie andererseits zur Trägerin ihrer Realisation gemacht.³⁵

Die „Kodifizierung der Jugendzeit als eigenem Lebensabschnitt“ in den Vereinigten Staaten, ein Prozess, für den Passerini einen Höhepunkt von den 1950er Jahren bis 1964 bestimmt,³⁶ verdichtet sich in Eriksons Privilegierung der Adoleszenz als entscheidender Phase für die Ausbildung von Identität. Dass der Begriff der Identität derart popularisiert wurde sowie eine Ausbreitung in wissenschaftlichen Debatten erfahren konnte,³⁷ liegt demnach u. a. an der Verbindung mit einer anderen diskursiven Formation über die „Jugend“, die sich seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs zu entfalten begann. Während in den „national-character studies“ die Figur der „third generation“ als kennzeichnend für den „amerikanischen Charakter“ eine Bedeutungsverschiebung von der Figur des Vaters als Garant gesellschaftlicher Ordnung hin zu der jüngeren Generation markiert, findet in soziologischen Debatten eine Beschäftigung mit der „Jugend“, die sich in „Banden“ zusammenschließen,

- 35 „Diese Jugend ist deshalb ein Problem, weil sie versucht, die giftigen Gewohnheiten zu erbrechen. Sie wollen sie nicht mehr herunterschlucken – sie sind krank, weil sie schon allzuviel davon geschluckt haben. Und sie sind ‚im Recht‘, weil sie offensichtlich Recht haben, jedermann weiß das“, so Goodman (1971 [1956]: 345). Auf diese Weise wird die „Jugend“ zur Symptomträgerin einer „kranken“ Gesellschaft und verheißt gleichzeitig die Überwindung dieser „Krankheit“.
- 36 Passerinis Untersuchung der „Jugend als Metapher für gesellschaftliche Veränderung“ stellt einen Vergleich auf zwischen der „Debatte über die Jugend im faschistischen Italien und in den Vereinigten Staaten der fünfziger Jahre“. Darin vertritt sie die These, dass die Kontroverse um die Jugend die Widersprüche der Aufklärung zutage gefördert habe, die die „tiefe Krise eines Systems aus positiven und negativen Werten“ offenbart habe (Passerini 1997: 377). In dieser Beschreibung stellt die 1904 erschienene Veröffentlichung *Adolescence* des Psychologen Stanley Hall einen „signifikanten Punkt“ für die „Entdeckung“ des amerikanischen Heranwachsenden dar sowie für die „Auffassung von der Jugend als Problem“, die in den Vereinigten Staaten seit Ende des 19. Jahrhunderts herrsche. Die „Kodifizierung der Jugendzeit als eigenem Lebensabschnitt“ erreiche ihren Höhepunkt nach dem Zweiten Weltkrieg, wofür ein Artikel von Eliot E. Cohen in der *New York Times* von 1945 angeführt wird, in dem der Begriff „Teenager“ als „Teil des normalen Sprachgebrauchs“ verwendet werde. In den 1950er Jahren habe eine Verbreitung „literarische[r] Schlüsselwerke“, z. B. Jack Kerouacs Roman *On the Road* (1957) und die Verfilmung von Robert Lindners *Rebel Without a Cause* mit James Dean und Natalie Wood, stattgefunden. Mit dem Ausbruch von Revolten an der Universität von Berkeley 1964 sei ein Höhepunkt dieser Entwicklung erreicht worden, so Passerini (1997: 418-421).
- 37 Auf den Erfolg des Identitätsbegriffs weist Erikson selbst hin (1966: 145; 1970: 11 ff.), nicht ohne seinen Begriff wiederum von einem soziologischen Gebrauch abzugrenzen (1966: 146).

mit der Delinquenz und „Verwahrlosung“ von Jugendlichen³⁸, mit den sogenannten Beatniks³⁹ statt.

Die Rede von Jugend verbindet sich mit der Rede von Identität in der Problematisierung gesellschaftlicher Ordnung. Dies erfolgt durch eine Bedeutungsgebung von Jugend und Identität im Sinne von „Lebendigkeit“ und „Zukunft“. Gegen die „verwaltete Welt“ (Goodman 1971 [1956]: 23) und den „sozialen Dschungel“ (Erikson 1970 [1968]: 133), gegen die Gefahren, die sich aus technologischem Fortschritt ergeben, von Erikson auf die Formel von „der riesigen Bombe und der winzigen Pille“ gebracht (ebd.: 38), wird die Bedeutung der Identitätsbildung in der Jugend angeführt. Die Jugend repräsentiert eine Kultur der „robusten geistigen Gesundheit“,⁴⁰ die Ausbildung von Identität in der Adoleszenz „Leben“ (Erikson 1970 [1968]: 133). Identität repräsentiert „zukunftsorientierte Bestrebungen“ der „normalen“ Jugendlichen“ (ebd.: 185) gegen „Identitätsverwirrung“ und „negative Identität“, wofür „Cliques und Banden junger Homosexueller, Süchtiger und sozialer Zyniker“ stehen, so Erikson (ebd.: 181). „Leben“, „Natürlichkeit“ oder „Vitalität“, die hier von Erikson und Goodman stark gemacht werden gegen die Monotonie der „verwalteten Welt“, so Goodmans Bezeichnung, implizieren Veränderung und Aufbruch durch die Jugend und durch die Ausbildung von Identität. Die Verknüpfung von gesellschaftlicher Ordnung mit „Leben“ weist auf die gesellschaftlichen Kämpfe hin, die um die Definition dessen, was als legitime gesellschaftliche Ordnung zu gelten habe, geführt werden. Mit dem Rückgriff auf eine Figur der „Natur“ oder des „Lebens“ als einer scheinbar unhintergehbaren Ordnung geht es in der Auseinandersetzung um gesellschaftliche Normen vielmehr darum, bestimmte Normen als übergeordnete, ursprünglichere und ‚wahrhaftigere‘ Normen zu legitimieren. In diesem Sinne muss auch die Beschäftigung verschiedener Autoren mit dem Phänomen der „Devianz“

38 Vgl. Cohen (1955); Goodman (1971 [1956]: 253-280). 1961 wurde außerdem ein Gesetz verabschiedet, in dem die Empfehlungen eines von dem damaligen Präsidenten Kennedy eingesetzten Komitees zu Jugendkriminalität und Jugendverbrechen aufgenommen wurden. Passerini weist allerdings darauf hin, dass die Definitionen von Verbrechen und von Bande stark erweitert worden waren. So seien jede Form regelwidrigen Verhaltens oder unkonventioneller Sprechweise als „Hang zur Kriminalität“ eingestuft worden, etwa Rock’n Roll, ein Haarschnitt im Stil von Elvis Presley oder das Fahren eines Autos mit frisiertem Motor. Als Bande galten nicht nur gewalttätige Gruppierungen sondern auch solche, die eher Clubs oder Vereinen vergleichbar seien (Passerini 1997: 429 f.).

39 Vgl. Goodman (1971 [1956]: 281-313).

40 So die Beschreibung Goodmans der Subkultur der Beatniks, die für ihn eine „robuste geistige Gesundheit“ angesichts der „Kulturindustrie“ und der „verwalteten Welt“ repräsentiert.

in diesem Zeitraum aufgefasst werden. Indem eine Definition von Devianz aufgestellt wird, wird in diesen Arbeiten ex negativo eine Definition von Normalität und der Normen, die diese organisieren, gegeben.⁴¹

Die Konzeption des Identitätsbegriffs bei Erikson kann demnach als Problematisierungsweise gesellschaftlicher Ordnung in Zusammenhang mit der Diskursivierung von „nationalem Charakter“ und „Jugend“ verstanden werden. Auf diese Weise werden „Entwicklung“ und „Einheit“ zu diskurstragenden Kategorien eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“: ihre Verkoppelung in Identitätsmodellen zeigt das Erreichen einer Schwelle der Wissenschaftlichkeit dieses Diskurses an. Fragen gesellschaftlicher Integration zur Herstellung und Aufrechterhaltung gesellschaftlicher Ordnung konnten mit der Konzeption des Identitätsbegriffs als wissenschaftlich erfassbare und behandelbare Fragen diskursiviert werden, da die Festlegung normativer Entwicklungsstufen ein Instrument zur wissenschaftlichen Analyse von Identitätsentwicklung an die Hand zu geben schien.

5.2 Norm und Natur: Die Definition von Normen

Einer der Gründe für die Verbreitung von Eriksons Identitätsbegriff sowohl in wissenschaftlichen Debatten als auch in politischen Diskussionen, in sozialen Bewegungen, die sich in den 1950er Jahren in den USA ausbildeten, wie etwa der Bürgerrechtsbewegung, sowie in Medien und Alltagshandeln, liegt in seiner Funktion, verschiedene Problematisierungsweisen, die sich seit dem Zweiten Weltkrieg in den USA herausgebildet hatten, miteinander zu verbinden. In einem sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen“ Subjekt ermöglicht Eriksons

41 Cohen widmet sich der Erforschung der „Verwahrlosung“ von „Jungen-Banden“ (Cohen 1961: 8), die seiner Analyse zufolge eine „abweichende“ Lösung“ für Statusprobleme finden (ebd.: 91 ff.). Bei Goffman findet sich eine umfangreiche Aufzählung von Personengruppen für ein mögliches „Untersuchungsfeld sogenannter ‚Devianz‘“, denen eine „Art kollektiver Ablehnung der sozialen Ordnung“ gemeinsam sei (1999: 176). Anders als der selbstverständliche, D. h. der unhinterfragte oder nicht weiter begründete Gebrauch des Begriffs der „sozialen Ordnung“ oder auch des Begriffs der „negativen Identität“ bei Erikson impliziert, steht allerdings nicht ein für allemal fest, was diese zugrunde liegende Ordnung ausmacht. Vielmehr scheint es gerade darum zu gehen, festzulegen, was als Norm zu gelten hat. In diesem Sinne ist etwa Goodmans Anliegen zu verstehen, die Subkultur der Beatniks als „natürlich“ zu definieren, indem eine Kategorie in Dienst genommen wird, die jener der „sozialen Ordnung“ noch vorauszugehen scheint.

Konzeption von Identität die Diskursivierung gesellschaftlicher Normen als wissenschaftlich begründete Normen.

Auf welche Weise war es möglich, verschiedene Spezialdiskurse und Diskursstränge eines in den USA im Zeitraum vom Eintritt in den Zweiten Weltkrieg bis in die 1960er Jahre dominierenden Interdiskurses in diesem einen Spezialdiskurs miteinander zu verknüpfen? Im Folgenden wird der Frage nachgegangen, inwiefern der Begriff der Ich-Identität, der eine individuelle Dimension der Identitätsbildung sowie die Synthese einer kollektiven und individuellen Dimension bezeichnet, seine Wirkung aus der Bedeutungsgebung als „Leben“ bezieht. Die These ist, dass die Qualifizierung des Begriffs der Ich-Identität als „vital“ durch Erikson es ermöglichte, verschiedene diskursive Formationen miteinander zu verkoppeln. Die Definition des Begriffs der Ich-Identität als „vital“ bindet die Rede über Normen an eine Rede über „Natur“, sie ermöglicht die Diskursivierung gesellschaftlicher Normen als „Natur“.

Kennzeichnend für verschiedene Debatten in den 1950er und 1960er Jahren war die Problematisierung menschlichen Verhaltens über den Gegensatz von „nature“ und „nurture“: Ist Verhalten angeboren oder erlernt, war dabei die Frage, die die Diskussionen strukturierte. Für das Feld der „national-character studies“ definierte Margaret Mead „Charakter“ als Wirkung von „Kultur“ in Abgrenzung zu „Rasse“. Auf diese Weise sollten „Unterschiede zwischen den Völkern“ im Gegensatz zu Rassentheorien und anderen „Vererbungslehren“ begrifflich gefasst werden (Mead 1946 [1943]: 22 ff). Ein weiteres Feld, für das diese Unterscheidung bedeutsam war, ist die Erforschung von Geschlechterdifferenzen, die man in Anthropologie, Psychologie und Medizin unternahm. Man stützte sich auf Ergebnisse aus Tierversuchen, um zu bestimmen, was die Geschlechterdifferenz ausmache, was eine Frau und was ein Mann sei. Was ist an den Unterschieden zwischen Männern und Frauen auf „biologische Differenzierung“ zurückzuführen und was auf „kulturelle Determination“, fragte etwa Seward (1944).

Im Rahmen dieser Diskussionen wurde der Begriff der „Rolle“ geprägt, der in der Annahme von der kulturellen Bedingtheit von Verhalten begründet war. Im Zuge der Untersuchung von Hermaphroditen wurde der Begriff „gender role“ in Abgrenzung zur biologischen Bestimmung von Geschlechterdifferenz durch Keimdrüsen, Chromosome und Hormone eingeführt (Money/Hampson/Hampson 1955a, 1955b, 1955c, 1956). Die Experimente mit Tieren und die Untersuchungen an Hermaphroditen zeigten, dass eine eindeutige biologische Definition der Geschlechterdifferenz nicht möglich war. Zudem zeigten anthropologische Untersuchungen, dass sich Konzeptionen von Männlichkeit und

Weiblichkeit kulturell unterscheiden können.⁴² Aus diesen Gründen wurden Geschlechterdifferenzen zunehmend im Sinne von erlernten Differenzen problematisiert. Mit dem Begriff der Rolle fand in der Auseinandersetzung zwischen „nature“ und „nurture“ eine Positionierung im Sinne von „nurture“ statt. Da die Biologie uneindeutig schien, was die Bestimmung von zwei Geschlechtern anging, gewann die Auffassung von der erlernten Geschlechterdifferenz an Bedeutung.

Die sexualwissenschaftliche „nature-nurture Debatte“

Im Rahmen dieser Kontroversen sind die Untersuchungen über Hermaphroditen, die in den 1950er Jahren von Money und den Hampsons vorgenommen wurden, ein entscheidender Beitrag zur Definition des Rollenbegriffs, der von ihnen als „gender role“ spezifiziert wurde. Dem Team Money und Hampsons ging es allerdings um die Frage, wie die Geschlechterdifferenz u. a. im Verhalten hergestellt werden kann. Aus ihren Untersuchungen über Hermaphroditen schlussfolgerten Money et al., dass zwar anatomische Ursachen für die Entstehung einer geschlechtlichen Erscheinung ausgemacht werden könnten, entscheidend sei jedoch die Ausbildung einer eindeutigen „Geschlechtsrolle“. Ihre Definition von „Geschlechtsrolle“ umfasst die Demonstration einer Zugehörigkeit zum „Status des Mannes oder Jungen, bzw. der Frau oder des Mädchens“ sowie „Sexualität im Sinne von Erotik“⁴³. Money und die Hampsons prägten einen Begriff der „Geschlechtsrolle“ im Sinne von erlerntem Verhalten, veranschaulicht durch den Vergleich mit der „Muttersprache“ (1955b: 285). Die Geschlechtsrolle werde nicht nur etabliert, sondern „unauslöschlich eingepägt“ oder „eingraviert“ (1955c: 309 f.).

Die Untersuchung von Hermaphroditen erfolgte mit der Zielsetzung, biologische von erlernter Geschlechterdifferenz zu unterscheiden. Dabei geben die AutorInnen zu, dass es eine methodologische Schwierigkeit darstelle, die Geschlechtsrolle zu „messen“. Folgendes untersuchten sie zu diesem Zweck:

„[...] general mannerisms, deportment and demeanor, play preferences, recreational interests, spontaneous topics of talk in unprompted conversation and casual comment, content of dreams, daydreams and fantasies, replies to

42 Eine Übersicht zu anthropologischen Studien über die „kulturelle Determiniertheit von ‚männlich‘ und ‚weiblich‘“ liefert Seward (1944: 167-169). Darunter findet sich eine Abhandlung von 1916, Margaret Meads Untersuchungen über Geschlechterverhalten bei drei indigenen Gruppen in Neu Guinea aus den 1930er Jahren sowie Studien über indigene Gruppen in den USA.

43 Übersetzung dieses und der nachfolgenden Zitate I. J.

oblique inquiries and projective tests, evidence of erotic practice and finally, the person's own replies to direct inquiry."⁴⁴

Wenn Money und die Hampsons diese Charakteristika als Messinstrumente anlegen, wird allerdings nicht nur beschrieben, ob eine bestimmte, die Geschlechtszugehörigkeit betreffende Norm erfüllt werde, sondern sie wird als solche etabliert. Sie liegt nicht ein für allemal fest, so dass Verhalten lediglich beobachtet und zugeordnet werden müsste. Anders als der selbstverständliche Rückgriff auf bestimmte Normen suggeriert, sind diese nicht unhinterfragt. Im Gegenteil, die vielfältigen Publikationen zur Frage der Geschlechterdifferenz legen nahe, dass das, was als Norm zu gelten habe, ins Wanken geraten und ein Gebiet der Auseinandersetzungen ist. So dienen Seward beispielsweise die Ergebnisse aus Tierversuchen, anthropologischen und sexualwissenschaftlichen Studien als Beleg dafür, dass die Norm rigider Differenzierung zwischen den Geschlechtern veraltet sei und überwunden werden sollte (1944: 168 f.; 180 ff.). Dagegen ist die gesamte wissenschaftliche Tätigkeit von Money et al. darauf gerichtet, die Nachteiligkeit geschlechtlicher Zweideutigkeit – „somatic ambisexuality“ (1956: 53) – nachzuweisen und therapeutische Empfehlungen zur Herstellung eines eindeutigen geschlechtlichen Körpers sowie einer eindeutigen Geschlechtsrolle auszuarbeiten.

Die folgende Darstellung und Analyse bezieht sich auf Texte, in denen die Begriffe „gender role“, „sex role“ und „gender identity“ entwickelt werden. Die Auswahl der Texte stützt sich auf den Überblick, den Fausto-Sterlings Untersuchung über die Kontroverse zwischen Psychiatern in den 1950er und 1960er Jahren in den Vereinigten Staaten gibt. Diese Kontroverse wurde u. a. über die Frage geführt, ob die Geschlechterdifferenz angeboren oder anerzogen sei (Fausto-Sterling 2000: 66 ff.). Das sind Texte von John Money, Joan G. Hampson und John L. Hampson, die seit 1955 Ergebnisse ihrer Studien an Intersexuellen veröffentlichten, sowie Texte von Milton Diamond und Robert Stoller aus den 1960er Jahren, die sich teilweise kontrovers auf die ersten beziehen. Es wurde außerdem ein Text einbezogen, der am Ende des Zweiten Weltkriegs veröffentlicht wurde und in dem „sex rôles“ thematisiert

44 [...] „allgemeine Maniertheit, Benehmen und Verhalten, Neigungen im Spiel, Freizeitinteressen, spontane Thematisierungen in Konversationen, die aus eigenem Antrieb aufgebracht werden, sowie flüchtige Bemerkungen, Inhalte von Träumen, Tagträumen und Phantasien, Entgegnungen zu indirekten Fragen und Tests über Projektionen, Vorhandensein von erotischen Praktiken und schließlich die eigenen Antworten auf direkte Befragung“ (Money/Hampson/Hampson 1955a: 208 f).

werden. Die Thesen, die in Georgene H. Swards Text diskutiert werden, stellen eine Problematisierungsweise von Geschlechterverhältnissen und den Normen, die sie ermöglichen, dar. Da sie in dem selben Zeitraum wie Eriksons Texte entstanden sind, sind sie für diese Untersuchung interessant.⁴⁵

Die Untersuchungen über Hermaphroditismus sowie der in diesem Feld ausbrechende Disput über die Frage, ob Geschlechterdifferenz angeboren oder anerzogen sei, kann als Auseinandersetzung über das, was „normal“ sei, verstanden werden, so Fausto-Sterling (2000: 71 ff.): Was ist „normale“ Natur, was ist „normale“ Sexualität? In den Veröffentlichungen von Money und den Hampsons wird eine Rede über die Norm geführt, indem Hermaphroditen an dieser gemessen werden (ebd.: 66).⁴⁶ Klöppel macht in der Intersexualitätsbehandlung und -forschung „Normalisierungspraktiken“ aus. So werde „Normalität“ durch ihre Abweichung bestimmt, indem sie zur Problematisierung, Regulierung und Kontrolle von Intersexuellen eingesetzt werde (2002: 176). Moneys Bemühungen gehen dahin, eine Definition von Hermaphroditismus zu geben, wonach es sich dabei um einen „Irrtum“ der Natur handle, den es zu „korrigieren“ gelte. Die therapeutischen Ratschläge richten sich auf den Umgang mit geschlechtlicher Zweideutigkeit, die Verunsicherung bei Intersexuellen selbst und deren Eltern schaffe oder

45 Die Autorin Georgene H. Seward präsentiert Thesen, die in den Organisationen „Committee on Roles of Men and Women in Postwar Society“ der „Society for the Psychological Study of Social Issues“ und „Committee on Postwar Planning for Women of the National Council of Women Psychologists“ entwickelt wurden. Über den Stellenwert dieser Zusammenhänge kann heute nicht mehr viel in Erfahrung gebracht werden. Es zeigt aber, dass der Problematisierung von Geschlechterverhältnissen so viel Bedeutung zugemessen wurde, dass organisatorische Strukturen dafür geschaffen wurden, die sich innerhalb der Psychologie als Disziplin verorteten.

46 Die Kriterien, die jeweils Norm von Devianz unterscheiden, geben Aufschluss über die einzusetzende Norm. Es geht beispielsweise darum, „normale Frauen“ dadurch zu qualifizieren, dass sie sich mit einem weiblichen pin up identifizieren, und es nicht begehren (1955a: 217), um die Messung der „Gesundheit der Persönlichkeit“ auf einer „Skala von Gesundheit und Nicht-Gesundheit der Persönlichkeit“ (ebd.: 222 f.). Es geht um „abnormales und perverses sexuelles Begehren“, das in der Homosexualität ausgemacht und sogleich von Hermaphroditismus unterschieden wird (1955b: 292). Es wird ein bestimmtes Alter für „Geschlechtsreparatur“ empfohlen (ebd.: 295), von „geschlechtlicher Deformiertheit“, „Anomalie“ und „korrigierender plastischer Chirurgie“ gesprochen (1955c: 307), von „normaler physiologischer weiblicher Pubertät“ (1956: 54).

schaffen könne.⁴⁷ Aus der Untersuchung über einen Zusammenhang von Hermaphroditismus und Psychopathologie schlussfolgern Money et al., es sei ein „psychologischer Vorteil“ für Hermaphroditen, nicht über die „somatische Ambisexualität“ informiert zu sein, so wie eine „Korrektur“ von „Inkongruenzen und Widersprüchen“ im frühkindlichen Alter (1956: 53). Es wird demnach nicht Intersexualität als „krankhaft“ aufgefasst, sondern postuliert, dass eine uneindeutige Geschlechtsrolle zu psychischen Problemen führe.⁴⁸

47 Vgl. z. B. die Empfehlungen von Money et al. (1955b: 288 ff.); vgl. die Erörterung der Geschichten von Intersexuellen, deren „äußerliche geschlechtliche Erscheinung“ im Widerspruch zum zugeschriebenen Geschlecht gewesen sei, und bei den Betroffenen zu „Angst“ und „Seelennot“ geführt habe (1955c: 306 ff.); vgl. a. Hampsons Darstellung, wonach ein „vergrößerter Phallus“ bei den untersuchten Intersexuellen, die eine Frauenrolle angenommen hatten, „Quelle von erheblicher Seelennot“ sei, wenn auch eher in „moralischer“ als in „körperlicher“ Hinsicht (Hampson 1955: 270). Die Empfehlung eines operativen Eingriffs (der operativen Verkleinerung der Klitoris) stützt sich auf die Beobachtung von Patientinnen, derzufolge ein „großer Phallus“ „psychologische Schwierigkeiten“ zur Konsequenz habe: „such girls [...] have been subject to personal doubts and misgivings and to teasing and questioning from others“ (ebd.: 271).

48 Die Schlussfolgerungen Moneys und der Hampsons über den Zusammenhang von Hermaphroditismus und Psychopathologie sind allerdings aus mehreren Gründen fragwürdig. Erstens ist die Definition von „gesund“ und „ungesund“, die hier verwendet wird, zweifelhaft. Als psychisch „ungesund“ gelten diejenigen, die für ihre alltäglichen Verrichtungen und Interaktionen auf die Unterstützung oder besondere Rücksichtnahme anderer angewiesen sind (1956: 45). Die zugrundeliegende Konzeption von Unabhängigkeit des Einzelnen ist allerdings eine Frage der Bewertung und historisch, sozial und kulturell unterschiedlich ausgeprägt. D. h. die Grenze zwischen Abhängigkeit und Unabhängigkeit, die psychische „Gesundheit“ definieren soll, ist Gegenstand von historisch spezifischen Normen. Dass Unabhängigkeit als Bedingung von psychischer Gesundheit thematisiert wird, weist allerdings auf eine Problematisierung des „autonomen Subjekts“ hin. Zweitens wird ein Zusammenhang zwischen uneindeutiger Geschlechtlichkeit und Psychopathologie hergestellt. Das wird auf die Ergebnisse gestützt, wonach diejenigen, die als „gesund“ kategorisiert wurden, am wenigsten mit „hermaphroditischen Inkongruenzen“ oder dem „hermaphroditischen Paradox“ konfrontiert worden seien (ebd.: 50 f.). Der Zusammenhang zwischen uneindeutiger Geschlechtlichkeit und „psychischer Ungesundheit“ lässt sich m. E. aber weniger aus den präsentierten Daten schließen, sondern ist vielmehr der Bemühung um die Etablierung ihrer These zuzurechnen. Diese handelt von der Möglichkeit der Herstellung einer eindeutigen Geschlechtsrolle und eines eindeutigen Geschlechtskörpers, insofern dies zu einem möglichst frühen Zeitpunkt vorgenommen werde. Was hier als „psychisch ungesund“ beschrieben wird, lässt sich jedenfalls nicht ohne weiteres auf die Tatsache zurückführen,

Money et al. definieren eindeutige Zweigeschlechtlichkeit – sowohl den geschlechtlichen Körper als auch die Geschlechtsrolle betreffend – als Norm. Sowards Publikation weist jedoch darauf hin, dass diese Definition umkämpft ist. Möglicherweise steht die Differenz zwischen diesen beiden Positionen auch für eine Verschiebung innerhalb dieses Feldes, in dem man sich um die Bedeutung und Definition von Geschlechterdifferenz bemühte. Sowards Plädoyer für die Überwindung rigider Geschlechtsrollen stammt aus dem Kontext des Zweiten Weltkriegs. Dass sie sich für deren Verwirklichung stark machte sowie ihre Beschreibung der Geschlechterverhältnisse in der US-amerikanischen Gesellschaft zu diesem Zeitpunkt, legt nahe, dass ihre Auffassung vorstellbar und möglicherweise auch z. T. verwirklicht war.

Demgegenüber trugen in den 1950er Jahren Money et al. und Erikson in ihren Arbeiten über Geschlechterdifferenz zur Herstellung und Verbreitung einer Norm der Zweigeschlechtlichkeit bei. Sowohl Money und den Hampsons als auch Erikson trugen zur Etablierung eines Entwicklungsmodells der Differenzierung von Zweigeschlechtlichkeit bei. Money et al. stellen die Theorie von der zunehmenden Differenzierung der Geschlechtsorgane und -merkmale analog einer zunehmenden Differenzierung der Geschlechtsrolle auf (1955c: 308 f.). Am Anfang menschlicher Entwicklung steht demnach anatomische Indifferenz (1955b: 292 f.). Entwicklung bedeutet gemäß dieser Theorie die Entwicklung der Geschlechterdifferenz, sowohl anatomisch als auch die

dass Unklarheit über die Geschlechtlichkeit und Geschlechtsrolle bestanden habe. Als „psychisch ungesund“ werden etwa Gehemmtheit oder Schüchternheit klassifiziert, „besonders, wenn sich soziale Transaktionen und Konversationen in irgendeiner Weise auf Erotik, Sexualität oder Romantik bezogen“. Ängstlichkeit oder gar „Entsetzen“ in Zusammenhang mit Krankenhausaufenthalten galten als weiterer Faktor für eine derartige Zuordnung (ebd.: 48). Diese Reaktionen können jedoch auch darauf zurückgeführt werden, dass alle bis auf eine aus der Gruppe, die als „psychisch mäßig ungesund“ klassifiziert wurden, länger oder kürzer unter ärztlicher „Behandlung“ standen. D. h., sie hatten Erfahrungen gemacht sowohl mit der medizinischen Aufmerksamkeit, die sich auf ihre Geschlechtlichkeit richtete, als auch mit bestimmten schmerzhaften „Behandlungen“. M. a. W., es könnte sich gerade umgekehrt um einen Zusammenhang handeln, wonach medizinische „Behandlung“ zur Herstellung eindeutiger Geschlechtszuordnung innerhalb eines zweigeschlechtlichen Paradigmas zu Gehemmtheit bezüglich Sexualität oder Ängstlichkeit bezüglich Krankenhausaufenthalten führt. Die Arbeit von Gruppen und Einzelnen, die auf die Leidensgeschichte von Intersex- und Transgenderpersonen durch medizinische „Behandlungen“ aufmerksam machen, erfordern eine derartige Einschätzung. In der BRD gründete sich z. B. die Organisation AGPG, Arbeitsgruppe gegen Gewalt in der Pädiatrie und Gynäkologie, (www.agpg.de).

Geschlechtsrolle betreffend. Eriksons Entwicklungsschema beinhaltet die Entwicklung von Identität als zweigeschlechtlich differenzierte Identität in der Adoleszenz: die Sicherheit, ein „richtiger Mann“ oder eine „richtige Frau“ zu sein (2000 [1959b/1950]: 111), als kritische Frage in der Phase der Adoleszenz wird in der darauffolgenden Phase des frühen Erwachsenenalters im Sinne von „Genitalität“ zum Entwicklungsziel (ebd.: 116). Genitalität wird als „die Fähigkeit, mit einem geliebten Partner des anderen Geschlechts orgastische Potenz zu entwickeln“ definiert (ebd.). Die dazugehörige „Krisenerfahrung“ in diesem Schema ist fehlende Intimität, die auf eine unausgebildete sexuelle Polarisierung, bzw. „bisexuelle Verwirrung“ zurückzuführen sei, so Erikson (2000 [1959b/1956]: 185 f.). Auf diese Weise wird Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität zur normativen Voraussetzung für die Identitätsentwicklung. Die Abweichung von der Norm besteht in dieser Theorie in der Ausbildung einer „negativen Identität“, die sich im Verfehlen allgemein anerkannter Normen manifestiert (ebd.: 163 ff.; 208 f.).

In dem Entwicklungsschema von Money et al. ist die entscheidende Phase für die Festigung der Geschlechtsrolle im Kleinkindalter (Money et al. 1955c: 309). Was als Empfehlung für Hermaphroditen ausgegeben wird, weist auf eine verallgemeinerbare Regel und allgemein anerkannte Normen hin: „extraordinary importance of an unequivocal assuredness of gender in hermaphroditic children“ (Money 1955: 257). Die These, dass die Geschlechtsrolle und sexuelle Orientierung für die Selbstdefinition als Frau oder Mann von Bedeutung sei, und zu der man relativ unabhängig von „Genen und Chromosomen“ gelange (Money et al. 1955a: 224 f.), stützt sich auf die positive Bewertung von Eindeutigkeit der geschlechtlichen Darstellung. So wird die „unzweideutige“ und „vollendete Weiblichkeit“ („unequivocal femininity“, „thoroughgoing femininity“; 1955a: 218) als positiv für die Entwicklung der untersuchten Frauen ausgemacht. Dementsprechend werden sie auf einer „Skala von Gesundheit und Ungesundheit der Persönlichkeit“ fast ausnahmslos als „gesund“ eingeteilt (ebd.: 222 f.). Money/Hampson/Hampson und Erikson tragen demnach dazu bei, dass eine Norm der Zweigeschlechtlichkeit diskursiv hervorgebracht wird, indem sie als wissenschaftlich begründete und begründbare Voraussetzung für die Entwicklung von Geschlechtlichkeit bzw. von Identität entworfen wird. Dem steht Seward's Kritik an rigider Zweigeschlechtlichkeit entgegen, die ihrerseits mit fehlender wissenschaftlicher Begründbarkeit der Geschlechterpolarisierung argumentiert. Einig ist man sich aber offenbar in der Ablehnung von Homosexualität, denn wenn Seward für die Überwindung eindeutiger Geschlechtsrollen argumentiert, so geschieht dies mit der

Begründung, Homosexualität auf diese Weise zu verhindern (Seward 1944: 168 f.).

Ein Kritiker der ForscherInnengruppe Money, Hampson und Hampson, Milton Diamond, profilierte 1965 einen gegensätzlichen Standpunkt über die Definition einer Norm sexuellen Verhaltens, um seine These von einer angeborenen Geschlechterdifferenz zu stützen: „inherent somatic sexuality organizing psychosexual development“ (Diamond 1965: 147). Anders als Money und die Hampsons geht er von einer zweigeschlechtlichen Differenzierung bereits zum Zeitpunkt der Geburt aus. Demnach komme eine bereits zur Geburt bestehende „inhärente“ Geschlechtlichkeit erst im Laufe der psychosexuellen Entwicklung zur vollen Entfaltung: „The inherent sexuality, *like other biological characters*, need not necessarily manifest itself at birth as it might be first revealed at puberty or during adulthood“ (ebd.: 148; Hervorhebung I. J.). Während auch hier eine Norm zweigeschlechtlicher Differenzierung hergestellt wird, wird andererseits eine heterosexuelle Norm nicht als gegeben betrachtet: „sogenanntes anomales sexuelles Verhalten“ entspräche einer spezifisch menschlichen Beschaffenheit, nämlich innerhalb eines „biologischen Kontinuums, das evolutionär vorherbestimmt ist“, flexibel zu sein (ebd.: 151). Zudem entwirft Diamond mit dem Begriff „biological character“ ein Gegenstück zum Begriff „gender role“ wie auch zum Begriff „national character“, der „kulturell“ im Unterschied zu „vererbt“ definiert worden war.

Auch die Ausführungen eines dritten Protagonisten in dieser Debatte, Robert Stollers (1964), können als Beitrag zur Herstellung einer Norm der Eindeutigkeit des Geschlechts innerhalb eines zweigeschlechtlichen Paradigmas sowie einer heterosexuellen Norm gelten. Stollers Definition von „normal development of gender identity“ beinhaltet, dass biologische Faktoren und Umwelteinflüsse „harmonisch zusammenwirken“: „to produce a preponderance of masculinity in men and of femininity in women“ (Stoller 1964: 225). Stoller definiert diese Eindeutigkeit des Geschlechts als „core gender identity“. Sie werde durch das Zusammenwirken von drei Komponenten bedingt: der Anatomie der äußeren Genitalien, dem Einfluss der Eltern-Kind-Beziehung sowie einer biologischen Macht („biological force“) (ebd.: 223).

„In the normal, the three work together *in the same direction* to produce an *intact core gender identity*, a fundamental awareness of being male in males and of being female in females. In anatomically intersexed patients where one or both of the observable components is absent, the effects of the *silent biological force* are occasionally uncovered and then can be seen.“ (Ebd.: 225; Hervorhebung I. J.)

Von diesen „Normalen“ werden „effeminisierte Männer“, „maskuline Frauen“ und Transvestiten abgegrenzt: „[...] are the result of an unhappy combination of a weaker biological push toward proper gender plus noxious effects of environment“ (ebd.: 225). Auch bei Stoller wird mit der Definition einer Norm der Eindeutigkeit des Geschlechts außerdem eine Norm der Heterosexualität hergestellt. In dieser Argumentation werden Heterosexualität und die Eindeutigkeit der Geschlechtszuordnung bei Intersexuellen durch eine Unterscheidung von „Identitätskonflikt“ oder „Identitätswechsel“ (ebd.: 223) von „‘butch’ homosexual women“ und Transvestiten, die „bisexuelle Komponenten“ aufweisen würden (ebd.: 224),⁴⁹ bestimmt. Sie stehen in Kontrast zu Stollers Fallbeschreibung einer intersexuellen Person und ihrer „Sicherheit“ in der geschlechtlichen Selbstdefinition:

„Somehow, preconsciously, the child must always have known his *true gender identity* and has *no doubt about it*. [...] Thus there were no reaction formations, denials, ruminations, or the excessive doubting that one would expect in a person in *conflict about his identity*. [...] He *never did shift his identity*. [...] By the time of the phallic stage, an *unalterable* sense of gender identity – a core gender identity (‘I am a male’, ‘I am a female’) – has already been established in the normal person.“ (Ebd.: 223; Hervorhebung I. J.)

„[T]he *calm, sure masculinity* of this child shows itself in glaring contrast to the ‘butch’. It is important to emphasize that no one who has seen the child – either in the research team, or his family, friends, teachers, or strangers in society – questions his masculinity or his *certainty of being a male*.“ (Ebd.: 224; Hervorhebung I. J.)

Diese Eindeutigkeit des Geschlechts steht für die Ausbildung einer „intact core gender identity“ im Kontrast zur Uneindeutigkeit z. B. der „butch“, die hier als Gegenbeispiel genannt wird. „Core gender identity“ werde bis zum „phallischen Stadium“ gefestigt und bleibe für den Rest des Lebens „unverändert“, wenn sie sich auch entwickle und modifiziere (ebd.: 223). Dass ihre Macht nicht unterlaufen werden kann, bedeutet, es gibt keine „Normalität“ außerhalb einer „core gender identity“. Mit anderen Worten: Es wird eine Norm aufgestellt, die die Ausbildung einer „core gender identity“ notwendig macht. Die „intakte Kern-Geschlechtsidentität“ ermöglicht demnach die Eindeutigkeit der geschlechtlichen Erscheinung und kennzeichnet die Normalität einer Person. Die „Kern-Geschlechtsidentität“, hinter der Stoller eine „biologi-

49 Ulrike Klöppel danke ich für den Hinweis, dass Stollers Begriff „bisexuell“ sich auch auf Zweideutigkeit der Geschlechtsmerkmale bezieht; er ist somit dem von Money et al. verwendeten Begriff „ambisexual“ vergleichbar.

sche Macht“ mutmaßt, äußert sich in dem dargestellten Beispiel in der „Sicherheit“ der geschlechtlichen Erscheinung.

Die Norm der Zweigeschlechtlichkeit geht demnach einher mit einer Norm der Eindeutigkeit, die „gender role“ (Money/Hampson/Hampson) sowie „core gender identity“ (Stoller) gewährleisten. Es ist diese Sicherheit des Geschlechts, der geschlechtlichen Erscheinung oder des Verhaltens, in der die „Autonomie“ des Subjekts wohnt, wodurch ein sozialwissenschaftlicher Diskurs vom „autonomen Subjekt“ hervorgebracht wird. Dabei ist die Kontroverse zwischen „nature“ und „nurture“ ein organisierendes Moment für wissenschaftliche Felder zu dem Zeitpunkt. Beide Konzeptionen sind allerdings gleichermaßen in dem Vorhaben begründet, eine „Natur“ oder ein „Wesen“ des Geschlechts zu *bestimmen*. Ob „gender role“, „biological character“ oder „core gender identity“: es geht um die Festlegung dessen, was als legitimes Geschlecht gilt, d. h. die (Re-)Produktion von Normen des Geschlechts. Gerade die Konzeption von „gender role“ zeigt, dass es um die *Herstellung* von Geschlecht und von Normen geht, die legitime Definitionen von Zweigeschlechtlichkeit bedingen. Durch eine bestimmte Erziehung („nurture“), durch die Formung eines bestimmten Verhaltens, soll eine „Natur“ des Geschlechts hergestellt werden. Der Begriff Identität umfasst sowohl die Dimension von Angeborenem als auch die Dimension von Erlerntem, wie Stollers Theorie der „core gender identity“ und Eriksons Identitätstheorie zeigen. Mit dem Entwurf von Identitätstheorien wird zudem eine Norm der Eindeutigkeit produziert, wobei sich die Auffassungen darüber, worin diese Eindeutigkeit zu bestehen habe bzw. was sie störe, unterscheiden können. Als problematisch gelten in den dargestellten Geschlechtertheorien Inkongruenz und Widersprüche zwischen Geschlechtsmerkmalen und Geschlechtsrolle (Money et al.), bzw. es wird als Inkongruenz zwischen Geschlechtsrolle und sexuellen Praktiken ausgemacht, was nicht heterosexuell ist (Money et al.), wie Wechsel, Zweifel und Konflikte von „gender identity“ (Stoller), d. h. eine uneinheitliche Erscheinung oder Darstellung des Geschlechts.

Der Gegensatz von „nature“ und „nurture“ stellt demnach zwei Topoi eines Themas dar: die Herstellung einer „Natur“ oder eines „Wesens“. Das Entscheidende scheint zu sein, dass *Eindeutigkeit* der Geschlechtszuordnung hergestellt wird. Und es ist diese *Eindeutigkeit*, die an „Natur“ rückgeschlossen wird: es scheint in der „Natur“ der Dinge zu liegen, eine eindeutige Geschlechtszuordnung innerhalb eines strikt zweigeschlechtlichen Paradigmas zu entwickeln. Oder anders gesagt: es scheint gegen die „Natur“ zu sein, was diese Eindeutigkeit stört oder unterbricht. Als „gesund“ gekennzeichnet, werden diese eindeutigen geschlechtlichen Identifizierungen zur Norm gemacht.

Von „role“ und „character“ zu Identität

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der Identitätsbegriff im Zusammenhang von „national-character studies“, sexualwissenschaftlichen Untersuchungen an Hermaphroditen und sozialwissenschaftlichen Untersuchungen über die „Jugend“ entsteht. Während diese wissenschaftlichen Thematisierungen zusammen als Spezialdiskurs vom „autonomen Subjekt“ beschrieben werden können, können nichtwissenschaftliche Problematisierungsweisen von Jugend, Nation und Geschlecht zusammen als interdiskursive Hervorbringung des „autonomen Subjekts“ analysiert werden. Der Begriff des „character“, im Rahmen der „national-character studies“ als sozialwissenschaftliche Diskursivierung des Nationenkonzepts und dem damit verwandten Konzept von Minderheit im Sinne von „Unternation“ entstanden, trägt dazu bei, soziale Phänomene im Modus der Nation zu definieren. Der Begriff der „Rolle“, der im Zuge der sexualwissenschaftlichen Untersuchungen an Hermaphroditen im Sinne von Geschlechtsrolle geprägt wurde, steht für die Herstellung von Geschlechterdifferenz im Verhalten. Sowohl „character“ als auch „role“ werden als Begriffe eingeführt, die in der „Kultur“ und in der Erziehung begründet werden, in Abgrenzung zu biologischen Begründungen der Geschlechterdifferenz, bzw. zu Rassentheorien und „Vererbungslehren“. Die Kontroverse über die Frage, ob Unterschiede der Nation und des Geschlechts „angeboren“ oder „erworben“ seien, strukturierte diese wissenschaftlichen Felder. Es geht allerdings bei dem einen wie dem anderen Erklärungsmodell um die Definition einer „Natur“ des Geschlechts und der Nation, ob sie nun in Veranlagung oder Biologie einerseits oder Erziehung bzw. Kultur andererseits ausgemacht wurde. Der Identitätsbegriff wurde in diesem Zusammenhang geprägt. Zusammen mit den Begriffen „role“ und „character“ steht er für die Möglichkeit wissenschaftlicher Definition einer Natur des Menschen entsprechend von Personenkategorien: „wissenschaftlich“ im Unterschied zu Stereotypen und Rassentheorien. Dass auf diese Weise Normen darüber hervorgebracht wurden, was als legitime Geschlechtlichkeit zu gelten hat, zeigte die Darstellung der sexualwissenschaftlichen Problematisierungsweisen von Geschlecht. Auch in den Feldern der „national-character studies“, den Untersuchungen über die „Jugend“ und nicht zuletzt in Eriksons Identitätstheorie werden mit der Problematisierung sozialer Ordnung Normen hervorgebracht. Dabei ging es etwa um eine Verschiebung von den Vätern zur „Jugend“ als Repräsentantin sozialer Ordnung bei der Analyse eines amerikanischen „Nationalcharakters“. Die Auseinandersetzungen um Geschlechtsrolle, Nationalcharakter und Identität können als Problematisierungsweisen sozialer Ordnung analysiert werden.

Der Entwurf von Identitätstheorien im Zusammenhang mit der Entstehung dieser wissenschaftlichen Felder wird in dieser Untersuchung der Schwelle der Wissenschaftlichkeit des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ zugeordnet. Indem gesellschaftlich vorherrschende Normen als Entwicklungsziele in den Modellen von Identitätsentwicklung und von psychosexueller Entwicklung festgelegt werden, werden sie zu wissenschaftlich begründeten Normen. Auf diese Weise werden sie sozialen AkteurInnen zur „Natur“ gemacht, die es in der Entwicklung von Identität zu verwirklichen gelte. Die Schwelle der Wissenschaftlichkeit eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ kennzeichnet demnach der Entwurf gesellschaftlich vorherrschender Normen als wissenschaftlich begründete Normen, indem sie an „Natur“ rückgebunden werden.

Als ein weiteres Kennzeichen für das Erreichen der Schwelle der Wissenschaftlichkeit wird die Hervorbringung von Personenkategorien im Zusammenhang mit der Entstehung der wissenschaftlichen Felder – „national-character studies“, sexualwissenschaftliche Untersuchungen, sozialwissenschaftliche Untersuchungen über die „Jugend“ – aufgefasst. Man bemühte sich um wissenschaftliche Definitionen über das „Wesen“, die „Natur“ des Menschen in Form von Personenkategorien. Das Vorhaben, diese Personenkategorien auf interne binäre komplementäre Differenzen zu stützen, um sie als wissenschaftliche Kategorien zu qualifizieren, wird als weiteres Zeichen für das Erreichen der Schwelle der Wissenschaftlichkeit gewertet. Foucault beschreibt diese Struktur als charakteristisch für das Erreichen der Schwelle der Wissenschaftlichkeit einer diskursiven Formation. Dabei gehe es darum, Wissenschaftliches von Unwissenschaftlichem zu trennen, Wissenschaft von einem vorwissenschaftlichen Niveau zu differenzieren (Foucault 1981 [1973]: 270 f.). Die „nature-nurture“ Debatte kann als eine Auseinandersetzung um den Status von Wissenschaftlichkeit verstanden werden. Indem binäre, komplementäre Differenzen zur Definition bestimmter Entitäten wie „Identität“ oder „Charakter“ festgelegt werden, sollen sie als wissenschaftliche Definitionen im Gegensatz zu un- oder vorwissenschaftlichen Begriffen profiliert werden. Zu diesen binären komplementären Differenzen als interne Struktur von Personenkategorien zählen Batesons Definition von „bipolaren Charakteristika“ zur Bestimmung von Nationalcharakteren. Ein anderes Beispiel kann in dem Identitätsbegriff gesehen werden, der die Dimensionen von Biologie und Kultur, von Angeborenem und Erworbenem in sich vereint. Der Begriff der „core gender identity“ weist auf eine Verschiebung in Bezug zum Begriff der „gender role“, so wie

er u. a. von Money et al. gebraucht wurde, hin.⁵⁰ Der Identitätsbegriff ist der umfassendere Begriff, dem der Rollenbegriff untergeordnet wird. Dass er allerdings in den Identitätsbegriff eingeht, zeigt, dass es sich um Begriffe im gleichen Register handelt: sie definieren die „Natur“ einer Person entsprechend einer Personenkategorie, wenn auch in unterschiedlichen Dimensionen (Biologie bzw. Kultur).

Mit der Prägung des Identitätsbegriffs und den anderen genannten Personenkategorien wird eine weitere Norm, eine Norm der Eindeutigkeit, aufgestellt. Das Gebot der Eindeutigkeit kann sich auf Unterschiedliches beziehen. In den dargestellten sexualwissenschaftlichen Thematisierungen wird es auf die geschlechtliche Erscheinung (die den Körper und das Verhalten betrifft) oder auf die Lebensgeschichte angewandt. Als problematisch gelten Inkongruenz, „Widersprüche“ und „Identitätswechsel“. Auch in den Texten aus dem Feld der „national-character studies“ werden Übereinstimmungen zwischen den Angehörigen eines Nationalstaats in einem Charakter postuliert und gegenüber allen Einwänden als dominant verteidigt. Auf diese Weise wird eine Norm hergestellt, die die Eindeutigkeit von sozialen AkteurInnen zur Voraussetzung von sozialem Austausch macht. Die Eindeutigkeit von „gender role“ und „national character“ scheint von der Natur bedingt zu sein, wenn die Zuschreibung zu einer Geschlechtsrolle und zu einem Nationalcharakter zur Notwendigkeit gemacht wird. Es scheint „wider die Natur“ zu sein, was nicht eindeutig ist. Die Rückbindung an „Natur“ bedeutet allerdings, dass eine gesellschaftliche Norm instituiert wird, die die Eindeutigkeit sozialer Akteure und sozialer Akteurinnen – in ihrem Auftreten und in ihrer Erscheinung – zur Voraussetzung von sozialem Austausch macht.

Eriksons Begriff der Ich-Identität stellt eine konzeptionelle Formulierung für die Herstellung dieser Eindeutigkeit dar. Die Ausbildung von Ich-Identität steht für die Synthese von der personalen und kollektiven Identität. Die Bedeutungsgebung von Ich-Identität im Sinne von „Lebendigkeit“ und „Vitalität“, hat zudem den Effekt, dass die Ausbildung von Identität eine neue Norm begründet. Es wird zur Notwendigkeit, eine Identität zu haben. Die Rede von Identität führt auf diese Wei-

50 Auch Money verwendet zu einem späteren Zeitpunkt den Begriff „core gender identity“ im Sinne von „self-identity as boy or girl“ (1977: 65). Während in den gemeinsam mit den Hampsons verfassten Publikationen seit 1955 (z. B. 1955b: 289) noch von einer „gender role“ die Rede war, die im Alter von ca. zweieinhalb Jahren ausgebildet sei, steht an dieser Stelle 1977 der Begriff von „core gender identity“. In Moneys Werk selbst lässt sich demnach eine Verschiebung vom Begriff der Rolle zum Begriff der Identität beschreiben.

se zur Rückbindung von Normen an eine „Natur“. Es scheint zur Natur des Menschen zu gehören, eine Identität zu haben.

Auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit kann folgende Transformation von Geschlecht als diskurstragender Kategorie des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ analysiert werden. Für die Schwelle der Epistemologisierung war die Hervorbringung des Staatsbürgers u. a. in sozialen Theorien des Selbst beschrieben worden. An G. H. Meads Theorie wurde untersucht, wie Verhalten und Selbst-Bewusstsein im Zuge der Institutionalisierung sozialwissenschaftlicher Disziplinen zum wissenschaftlichen Objekt gemacht wurden, indem die ‚Frau‘ und ‚Primitive‘ die Differenz zwischen Mensch und Tier markieren. Entworfen als Grenzfälle des Menschseins, werden auf diese Weise in sozialer Theorie jene Differenzen hervorgebracht, die Ende des 19. und in dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts auch die Definition des Staatsbürgers in den Vereinigten Staaten bestimmten. So strukturiert die diskurstragende Kategorie Geschlecht einen sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“ auf der Schwelle der Epistemologisierung, indem die ‚Frau‘ eine Differenz des Selbst und des Menschen aufgrund der Unfähigkeit zu sozialem Handeln markiert. Die diskurstragenden Kategorien Geschlecht und Sprache bedingen sich dabei gegenseitig, indem die ‚Frau‘ jenen Bereich repräsentiert, der nicht ganz Selbst, nicht ganz Mensch ist, aufgrund der unvollständigen Verinnerlichung des sozialen Objekts.

Auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit erfolgt im Zusammenhang mit der Formierung der genannten wissenschaftlichen Felder die Definition von Personenkategorien zur Beschreibung und Analyse der *condition humaine*. D. h. die Frage lautet nicht: Wer ist Mensch – und wer nicht? Auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit geht es um die Frage: Wie ist der Mensch? Die Prägung von Personenkategorien und des Identitätsbegriffs in diesem Zusammenhang ermöglicht dabei die Diskursivierung gesellschaftlicher Normen als wissenschaftlich begründete Normen. Der Begriff Identität wird als (sozial-)wissenschaftlicher Begriff in Zusammenhang mit anderen Personenkategorien geprägt, indem er auf binäre, komplementäre Differenzen gestützt wird. Allgemein anerkannte Normen werden als wissenschaftliche Normen etabliert, indem sie in Entwicklungsschemata und Modelle von kollektiver und individueller Dimension gebracht wurden. Vor diesem Hintergrund erscheint der hier rekonstruierte sozialwissenschaftliche Diskurs vom „autonomen Subjekt“ als Problematisierungsweise über Normen und die gesellschaftliche Ordnung, die sie begründen. Sowohl in den beschriebenen sexualwissenschaftlichen Debatten als auch im Rahmen der „national-character studies“ geht es um die Herstellung von Eindeutigkeit:

Eindeutigkeit der Geschlechtsrolle und Eindeutigkeit des national definierten „Charakters“. Es ist diese Eindeutigkeit, die die „Autonomie“ des Subjekts in dem rekonstruierten sozialwissenschaftlichen Diskurs begründet. Eriksons Identitätstheorie gibt diesem Vorhaben in Form von Identitätsmodellen einen konzeptionellen Rahmen. Indem in der Ich-Identität die Synthese von personaler und kollektiver Dimension zum Entwicklungsziel gemacht wird, wird diese Eindeutigkeit zur wissenschaftlich fundierten, normativen Entwicklung.

5.3 Normierende Wirkungen

Den verschiedenen gesellschaftlichen und politischen Debatten, die in den 1950er und 1960er Jahren in den USA geführt wurden, gab der Begriff Identität einen Namen: Es war fehlende Identität, die auf diese Weise als Problem bestimmt werden konnte. Die Auseinandersetzungen über Jugendliche als Rebellen, Delinquenten, über Jugendbanden und Beatniks etwa konnten mit Eriksons Entwicklungsmodell als Entwicklungsstadium definiert werden, als eine Identitätskrise in der Adoleszenz, deren Überwindung zur Ausbildung von Identität und Integration in eine gesellschaftliche Ordnung führen sollte.

In verschiedenen wissenschaftlichen Feldern und gesellschaftlichen Debatten war die Rede von Krisen. Sie organisierte sowohl den Interdiskurs als auch verschiedene Spezialdiskurse in dem Zeitraum seit dem Zweiten Weltkrieg bis in die 1960er Jahre. Im Rahmen der national-character studies wurde der zweite Weltkrieg als eine „nationale Krise“ diskursiviert. Die Hetze gegen Intellektuelle in der McCarthy-Ära wurde von den staatlichen Verfolgern als Krise der „nationalen Sicherheit“, von den Verfolgten ihrerseits als Krise der in den Vereinigten Staaten traditionell verbrieften individuellen Rechte aufgefasst. Und auch von einem der Chronisten dieser Zeit wird auf den Topos der Krise zurückgegriffen: *The Academic Mind. Social Scientists in a Time of Crisis* lautet der Titel der von Lazarsfeld und Theiland 1958 veröffentlichten Studie. Eriksons Formel zur Beschreibung der Gefahren von technologischem Fortschritt – „riesige Bombe und winzige Pille“ (1970 [1968]: 38) – fasst die Beunruhigung über sich verändernde Geschlechterordnungen aufgrund der Verbreitung der Antibabypille in einen mindestens fragwürdigen, wenn nicht unzulässigen Vergleich angesichts der verheerenden Auswirkungen der Atombombe. Andere Motive für Krisenerfahrung sind Mobilität, technologischer Fortschritt und „Massendasein“, so Eriksons Aufzählung, die er in dem Begriff „Entwurzelung“ zusammenfasst. Diese habe die Beschäftigung mit Identität zur Konsequenz (Erik-

son 1959a: 35). Auch die Veränderungen der rassistischen gesellschaftlichen Konflikte werden als „Krise“ hervorgebracht, wie etwa in Charles E. Silbermans *Crisis in Black and White* von 1964. Die Identifizierung von gesellschaftlichen Krisenregionen ist bereits ein Effekt der Diskursivierung von Identität, bzw. in der Rede von Identität wurden gesellschaftliche Konflikte und Debatten in einer spezifischen Weise geformt: als fehlende Kohärenz der Einzelnen, als fehlender gesellschaftlicher Zusammenhang.

Der sozialwissenschaftliche Identitätsdiskurs ermöglichte demnach die Problematisierung gesellschaftlicher Normen, indem jene gesellschaftlichen Gebiete untersucht wurden, die den Anforderungen dieser Normen nicht entsprachen. Wie die sexualwissenschaftliche Debatte über Hermaphroditen und die Debatte über Jugendliche zeigt, dienten diese Thematisierungen einer Bestimmung von Normen. D. h. die Festlegung von Normen erfolgte über die Beschreibung ihrer Abweichungen. Der Entwurf von Eriksons Identitätstheorie findet im Zusammenhang mit der Einteilung von sozialen Akteurinnen und Akteuren in Personenkategorien statt. Die Kategorisierung sozialer AkteurInnen im Sinne von „Charakteren“ in den oben dargestellten wissenschaftlichen Feldern ist als Effekt der „Nationalisierung des Sozialen“ beschrieben worden: die Hervorbringung sozialer Phänomene im Modus der Nation, indem sie in Form von Nationen und Minderheiten als Unternationalen definiert werden. Im Folgenden wird aufgezeigt, wie mit dem Entwurf von Identitätsmodellen in Eriksons Identitätstheorie der sozialwissenschaftliche Diskurs vom „autonomen Subjekt“ eine Schwelle der Wissenschaftlichkeit erreicht, indem allgemein anerkannte Normen zu normativen Voraussetzungen für Identitätsentwicklung gemacht werden. Während im vorangehenden Kapitel vor allem Normen von Zweigeschlechtlichkeit und von Heterosexualität anhand des Entwicklungsmodells dargestellt worden sind, werden im Folgenden Problematisierungen Weißer Normativität und einer Norm, die Männlichkeit zum Prinzip macht, aufgezeigt. An Eriksons Identitätstheorie wird untersucht, auf welche Weise die Rede von Identität zur Herstellung sozialer Ordnung beiträgt.

Die folgende Analyse stützt sich zusätzlich auf weitere Texte Eriksons, in denen Rassenkonstruktionen in Zusammenhang mit Identitätsbildung thematisiert werden. Es handelt sich um die Aufsätze „The Concept of Identity in Race Relations: Notes and Queries“ von 1966,⁵¹ „A Memorandum on Identity and Negro Youth“ von 1964 und zwei

51 Dieser Aufsatz ist zum Teil in das Kapitel „Race and the Wider Identity“ aus *Identity. Youth and Crisis* eingegangen.

Kapiteln aus *Childhood and Society* von 1950 „Black Identity“ (ein Unterpunkt des Kapitels „The Beginnings of Identity“) sowie „Reflections on the American Identity“.

Das Allgemeine und das Besondere

Während die „Jugend“ in der Konzeption der Adoleszenz als entscheidender Entwicklungsstufe für die Identitätsbildung diskursiv hervorgebracht wurde, dienen die indigenen Gruppen der Yurok und der Sioux Erikson der Ausarbeitung der Modelle von „Gruppenidentität“ und „Ich-Identität“. Gruppenidentität wird als Voraussetzung für die Entwicklung von Ich-Identität entworfen, wenn Ich-Identität als „erfolgreiche Variante einer Gruppenidentität“ definiert wird. Ich-Identität stehe „im Einklang mit der Raum-Zeit und dem Lebensplan der Gruppe“, aus dem die Einzelnen „ein belebendes Realitätsgefühl ableiten“ können müssten (2000 [1959/1946]: 17). Ich-Identität wird als ein Gefühl und eine Überzeugung bestimmt, dass „das Ich wesentliche Schritte in Richtung auf eine greifbare kollektive Zukunft zu machen lernt und sich zu einem definierten Ich innerhalb einer sozialen Realität entwickelt“ (ebd.).

Einige der frühesten Texte Eriksons, in denen Begriffe wie „group-ego“ und „individual ego“ (Erikson 1945: 330), bzw. „personal ego“ (ebd.: 341) entwickelt werden, befassen sich mit Erziehungskonzepten von Indigenen in den USA, den Sioux und den Yurok.⁵² Die Begriffe „individual ego“ oder „personal ego“ und „group-ego“ werden in Zusammenhang mit dem Charakterbegriff entwickelt. Die Beschreibung von „Charaktereigenschaften“ des „Sioux character“⁵³, bzw. des „Yurok character“ (ebd.: 336) und des „Yurok's collective character“ (ebd.: 340) stellen das Anschauungsmaterial dar, an dem Konzepte von „character“,

52 Dieser Aufsatz geht teilweise in *Childhood and Society* (1950) ein und ist auch in *Identity and the Life Cycle* (1950) Grundlage für das erste Kapitel. Aus den Begriffen „group ego“ und „individual ego“ wird später „group identity“ und „ego identity“.

53 „While it is undoubtedly true that this tight container permitted the newborn to find a comfortable approximation of the fetal state, the author considers the possibility that inhibited expressions of provoked rage established a lasting reservoir of biting and muscular aggression which may well have contributed to the much described 'trait' of anger and cruelty in *Sioux character*.“ In einem der nachfolgenden Sätze heißt es weiter: „The author sees in the history of the Sioux child's preverbal conditioning an ingenious arrangement which would secure in the *Sioux personality* that combination of undiminished self-confidence, trust in the availability of food supply, and ready anger in the face of interference, that co-existence of which was necessary for the functioning of a hunter democracy.“ (Erikson 1945: 327; Hervorhebung I. J.).

„collective character“ bzw. „group personality“ entwickelt werden. Die Annahme eines Zusammenhangs zwischen „nationalem Charakter“ und „Erziehung“ verweist auf Margaret Meads Definition von „character“ als Ergebnis einer „kulturell bestimmten Erziehung“, die in „national characters“ unterschieden werden könnten (Mead 1946 [1943]: 22 f.).

Eriksons Abhandlung zu den Erziehungspraktiken der Sioux und der Yurok befasst sich dabei mit der Definition des „national character“ von US-Amerikanern und Amerikanerinnen. Dies geschieht, indem der „Charakter“ der Indigenen bestimmt wird, das Verhältnis dieses „Charakters“ zu einem umfassenden „Nationalcharakter“ sowie die Distanz zwischen diesen zwei Entitäten. Dabei wird die Beschreibung und Untersuchung von „national characters“ zum Modell für soziale Klassifizierungen allgemein: Die Beschreibung sozialer Phänomene und gesellschaftlicher Verhältnisse wird zur Einteilung der Welt in „national characters“, indem die Untersuchung der Entwicklung von Nationalcharakteren zum paradigmatischen Fall für Gruppenzugehörigkeit wird (1945: 324 f.; Hervorhebung i. O.).

Was als „American identity“ definiert wird, ist charakterisiert durch Wandel und Aufbruch, eine Definition, die sich auf M. Meads Beschreibung des amerikanischen Nationalcharakters rückbezieht. So setzt sich die Darstellung des „less neurotic American“, d. h. jene Figur, die den durchschnittlichen US-amerikanischen „character“ definiert, von der Bestimmung der Zeit- und Raumperspektive bei den Yurok und Sioux ab:

„The less neurotic American, however, as long as *he* does not feel endangered by some too unexpected turn of events, paradoxically enough receives his very ego strength from a kind of proud refusal to settle on any form of group-ego too early, and too definitely. To be sure, he acknowledges some fundamental decencies and some – incredibly fleeting – common experiences on the crossroads. Otherwise premature harmony discontents him; he is rather *prepared for and willing to tackle discontinuities*. In the meantime he lives by slogans which are, as it were, experimental crystalizations – a mode of life, that can, of course, turn into perverse shiftiness. [...] Slogans contain time and space perspectives as definite as those elaborated in the Sioux or Yurok systems – a collective ego time-space to which individual ego defenses are coordinated. *But they change.*“ (Ebd.: 348; Hervorhebung I. J.)

Selbst wenn der – männlich bestimmte – „weniger neurotische Amerikaner“ über festgelegte Zeit- und Raumperspektiven verfüge, die mit denen der Sioux und Yurok vergleichbar seien, so zeichne sie im Unterschied zu diesen aus, dass sie sich verändern. In Eriksons Beschreibung des „national character“ fungiert die Charakterisierung der Sioux und

Yurok als Kontrastfolie, als Statisches im Unterschied zu Dynamischem.⁵⁴

Der Begriff des amerikanischen Nationalcharakters als generischer Begriff wird auf diese Weise in Kontrast zu dem Charakter von Indigenen entworfen. Außerdem werden Gegensätze bestimmt, durch die er strukturiert ist: Gegensätze von „primitiv“ – „zivilisiert“, von „weiß“ – „Sioux“/„Yurok“, „Anglo-Saxon“ – „Sioux“ und indirekt „männlich“ – „weiblich“. In dieser Darstellung der Erziehungspraktiken von Indigenen aus den Vereinigten Staaten wird demnach eine Norm über „amerikanische Identität“ als „weiß“, „zivilisiert“, „Anglo-Saxon“ und „männlich“ festgelegt, während Begriffe wie „individual“/„personal ego“ und „group-ego“/„collective character“ entwickelt werden.

Während Eriksons Konzeption der Modelle personaler und kollektiver Identität am Beispiel indigener gesellschaftlicher Praktiken erfolgt, basiert der Entwurf der Figur der „negativen Identität“ auf der Beschreibung von „black identity“ und der Identitätsentwicklung afroamerikanischer Kinder. Auch in diesem Punkt wird das Allgemeine als Identität definiert, indem es von dem Besonderen unterschieden wird. Das Milieu, in dem afroamerikanische Kinder aufwachsen, stehe einer positiven Identitätsbildung entgegen, es könne sogar einen dauerhaften Identitätsverlust bewirken (Erikson 1950: 241). Aus dieser Hypothese entwickelt Erikson die Figur der „schlechten Identität“⁵⁵ (später „negative Identität“): „Psychoanalysis shows that the unconscious evil identity (the composite of everything which arouses negative identification – i.e., the wish not to resemble it) consists of the images of the violated (castrated)

54 Kurz vor dieser Beschreibung nennt Erikson jene binären, komplexen Differenzen, die einen „national character“ bestimmen: „[...] open roads of immigration and closed areas of settlement; free influences of immigration and jealous islands of tradition; outgoing internationalism and defiant isolationism; boisterous competition and self-effacing cooperation; and many others“ (ebd.: 347 f.). Zählen indigene soziale Praktiken zu dem Pol, der für Tradition und Geschlossenheit steht, und zusammen mit dem gegensätzlichen Pol den „national character“ angeblich ausmacht? Diese Zuordnung wird von Erikson nicht vorgenommen. Indigene soziale Praktiken veranschaulichen in seinem Text stattdessen die Ausbildung einer bestimmten Zeit- und Raumperspektive allgemein. Von einer „American identity“ allerdings, die durch Wandel charakterisiert ist, sind sie ausgeschlossen.

55 Der Begriff „evil identity“ wird in der deutschen Übersetzung von 1965 als „schlechte Identität“ übertragen. Das englische Wort „evil“ hat allerdings noch andere Bedeutungen von „übel“, „böse“, „schlimm“, „gottlos“, „boshhaft“, die in dieser Reihenfolge vor der Bedeutung „schlecht“ aufgezählt werden (Langenscheidts Handwörterbuch Englisch 2001).

body, the ethnic outgroup, and the exploited minority“ (Erikson 1950: 243).

Die „schlechte“ oder „negative Identität“ ist das komplementäre Element zur „positiven Identität“ und damit eine jener binären komplementären Differenzen, die Eriksons Identitätstheorie strukturieren. Sie sind fundamental für die Entwicklung von Identität, die die Synthese dieser Differenzen zu einer Einheit bezeichnet. Dieser „Opposition von Bildern“, die „nationale Bilder“ organisieren würden, könne niemand entkommen:

„For the ego, in the course of its synthesising efforts, attempts to subsume the most powerful evil and ideal prototypes (the final contestants, as it were) and with them the whole existing imagery of superior and inferior, good and bad, masculine and feminine, free and slave, potent and impotent, beautiful and ugly, fast and slow, tall and small, in a simple alternative, in order to *make one battle and one strategy* out of a bewildering number of skirmishes.“ (Ebd.; Hervorhebung I. J.)

Diese Differenzen strukturieren demnach eine umfassende Einheit, die Identität ausmacht. Identität kündigt sich darin an, aus vielem eins zu machen. Dabei wird Identität als allgemein entworfen, indem bestimmte Differenzen markiert werden: „The differentiating factor, whether it is the darker color of the skin or the non-male form of the genitals, is assumed to have *happened* to the less-endowed, in the form of some oversight or punishment; and it is more or less outspokenly treated as blemish“ (ebd.: 244; Hervorhebung i. O.).

In dieser Darstellung wird das Allgemeine definiert im Sinne einer Abwesenheit von Markierungen: demnach sind es Weißsein und Männlichkeit, die als Nicht-Differenz den Platz des Allgemeinen besetzen. Ein weiteres Beispiel für die Charakterisierung von Weißsein als Nicht-Differenz: „While children may feel that colored people have become dark by a dirtying process, colored people may consider whites a bleached form of colored man“ (ebd.: 243).

In diesem Beispiel werden „weiße“ Kinder durch die rhetorische Figur eines Chiasmus den „colored people“ parallel gestellt. Anders gesagt, „colored people“ werden zu Kindern gemacht, indem sie „weißen“ Kindern gleichgeordnet werden. Die Zuschreibungen von „weiß“ und „schwarz“ werden zu Fragen der Hygiene: „weiß“ als Hautfarbe erscheint in Eriksons Darstellung als ein Ergebnis von Bleichen, ein Wasch- oder Färbevorgang, der für besondere Reinheit steht, „schwarz“ wird zu einem Ergebnis von Beschmutzen oder Verschmutzen. Auf diese Weise werden in der Rede von Identität Normen über den US-

amerikanischen „national character“ sowie über Identität an sich hervor-gebracht, indem sie als allgemeine Begriffe durch die Unterscheidung von jenen besonderen Fällen, die davon ausgenommen sind, geprägt werden. Rassenkonstruktionen und Geschlechterkonstruktionen strukturieren so den Identitätsbegriff als allgemeinen Begriff.

Disziplinieren und Regulieren

Während die Rede von „Fehler“ und „Makel“ die Instituierung einer Norm kennzeichnet, indem deren Abweichungen markiert werden, kann die Verwendung von Begriffen aus dem Bereich der Hygiene als eine „Regulierungstechnologie“ (Foucault 1992b [1976]: 54) beschrieben werden. Diese beiden Techniken der Disziplinierung einerseits und der Regulierung andererseits beziehen sich auf Disziplinarmacht und Bio-macht, wobei die erste sich auf den Körper richtet und die zweite auf die Bevölkerung als „biologischen Gesamtprozess“: die Verbindung einer Norm der Disziplin mit einer Norm der Regulierung zeige die Formierung einer „Normalisierungsgesellschaft“ an (ebd.).

Foucault beschreibt die Norm als eine „neue Form des ‚Gesetzes‘“, „eine Mischung aus Gesetzmäßigkeit und Natur, aus Vorschrift und Konstitution“ (1994 [1975]: 392). Sie werde getragen von Institutionen wie dem Gefängnis als Modell der Normalisierungsmacht der modernen Gesellschaft aufgrund seiner „Eingliederungs-, Verteilungs-, Überwachungs- und Beobachtungssysteme“ (ebd.: 393). Als produktive Form der Macht stelle sie Verfahren zur Verfügung, die es ermöglichen, „die Machtwirkungen ständig, in ununterbrochenem Fluß, angepaßt, sozusagen ‚individualisiert‘ im gesamten sozialen Körper zirkulieren zu lassen“ (Foucault 1978a [1977]: 34 f.). Die Norm als eine Form der Macht zeichne sich dadurch aus, dass sie sich als Macht verberge, im Gegensatz zur Macht des Souveräns (Foucault 1976 [1973]: 123). Die Humanwissenschaften als „normalisierender Diskurs“ seien an die Stelle des Diskurses der souveränen Macht getreten (ebd.).

Indem sich dieser Machttechnologie der Disziplinierung im 19. Jahrhundert die „Regulierungstechnologie“ der Bio-Macht hinzufüge, werde der Rassismus als „grundlegender Mechanismus der Macht“ in modernen Gesellschaften „in die Mechanismen des Staates eingefügt“ (Foucault 1992b [1976]: 55). Dabei sei die Funktion des Rassismus erstens die Fragmentierung, die Einführung von Zäsuren in ein biologisches Kontinuum. Zweitens funktioniere die Tötungsfunktion des Staates „nach dem Modus der Bio-Macht“ über den Rassismus: „Der Tod des anderen, der Tod der schlechten Rasse (oder des Degenerierten oder des Anomalen) wird das Leben im allgemeinen gesünder und reiner machen“ (ebd.: 56). Foucault nennt Verfahren, die mit dem Ende des 18.

Jahrhunderts in Form von demographischen Untersuchungen, statistischen Messungen, Geburtenkontrolle, Kampagnen zur Lehre der Hygiene und Medikalisierung der Gesellschaft als Instrumente der Bio-Macht auftreten (ebd.: 53).

Im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg war die Dominanz Weißer US-AmerikanerInnen und der damit einhergehende Anspruch auf Überlegenheit fragwürdig geworden, nicht zuletzt aufgrund der Armeezugehörigkeit von AfroamerikanerInnen und Indigenen während des Kriegs. Ihre Forderung nach Gleichberechtigung und die Auseinandersetzung über gültige Normen wurde dabei im Namen der Nation geführt, wie nachfolgend zu zeigen sein wird. Auch von anderer Seite erfolgte eine Problematisierung der Nation, insofern die Ausschüsse und Behörden („Committee for National Morale“, „Office of War Information“ und „Office of Strategic Services“), die zur Untersuchung des sogenannten Nationalcharakters von der Regierung eingesetzt worden waren, nach Meads Beschreibung, auch die Zielsetzung hatten, „national morale“ herzustellen (1961: 17). Dass Erikson, der dem „Committee for National Morale“ angehörte, im gleichen Zeitraum an der Untersuchung der sozialen Praktiken von Indigenen eine Theorie über die Bildung kollektiver Identität im Allgemeinen entwickelte, ist demnach nicht alleine darin begründet, dass es sich dabei um ein besonders geeignetes Objekt der Untersuchung handelte, wie er argumentierte. Vielmehr geht es auch um die Herstellung einer allgemeinen Norm und die Unterwerfung derjenigen, die mit ihren Anforderungen nicht übereinstimmen.

In den 1950er Jahren bestand die Politik gegenüber Indigenen in der Beendigung von speziellen Bundesprogrammen („termination policy“), mit der Zielsetzung, die Assimilation von Indigenen in die Mehrheitsgesellschaft zu befördern. In diesem Sinne ist auch das „Relocation Program“ aus dieser Zeit zu verstehen, mit dem Indigene zur Migration in städtische Gegenden ermuntert wurden (Prescott 2003: 227). Diese Politik unterschied sich von der bis in die 1930er Jahre üblichen Politik der „coercive assimilation“ (Segrue 2003: 235). In diesem Zusammenhang lassen sich die „national-character studies“ als Verschiebung auch in Bezug zu Foucaults Beschreibung des „Staatsrassismus“ durch Biopolitik analysieren.

Der „Rassismus als grundlegender Mechanismus der Macht [...] in modernen Gesellschaften“ hat in Foucaults Darstellung die Funktion, einen „Einschnitt zwischen dem, was leben muß und dem, was sterben muß“ einzuführen (Foucault 1992b [1976]: 55). Es wird auf diese Weise eine biologische Beziehung hergestellt. Die Anderen, „die es zu beseitigen gilt“, seien „externe oder interne Gefahren in bezug auf die Bevölkerung und für die Bevölkerung“ (ebd.: 56). Links Theorie des Norma-

lismus macht in den 1950er Jahren eine zunehmende Verbreitung des dynamischen, flexibilisierten Normalismus aus, für die er in den Vereinigten Staaten beispielhaft die Kinsey-Reports anführt (1997: 27). Das „Kern-Dispositiv“ des Normalismus, die „homöostatische Vorstellung“, basiert auf „Homogenisierung, Kontinuierung und Eindimensionalisierung“ (ebd.: 342). Normalisierung als „Ein-Stellung [...] einer Normalitäts-Zone auf einem Kontinuum“ (ebd.: 77) wird durch die zwei einander ergänzenden normalistischen Taktiken bewirkt, die protonormalistische und die flexibel-normalistische Strategie. Wenn (spätestens) seit den 1950er Jahren in den westlichen Industrienationen eine Zunahme der zweiten Strategie stattfindet, so Links Analyse, dann wird die Normalitätszone immer stärker ausgeweitet. Die flexibel-normalistische Strategie bedeutet Inklusion der Anderen, indem die Grenzen der Normalität immer weiter gedehnt werden. Im Normalismus ist Normativität durch Normalität überdeterminiert, sie legt sich als neue Ebene der Normativität zugrunde und bereitet ihre Normalisierung vor (Link 1997: 344). Auf diese Weise wird eine spezifische Form von Grenze hervorgebracht: nicht ausschließlich exkludierend, sondern gewissermaßen eine Vereinbarkeit von Inklusion und Exklusion, indem die zweite durch die erste überlagert wird.

Die Definition der Nation durch Rassenkonstruktionen in Eriksons Identitätstheorie lässt sich im Sinne der spezifisch normalistischen Form der Grenzziehung analysieren. Es geht nicht mehr ausschließlich um Exklusion, sondern um *Inklusion* und die Schaffung von *Hierarchiedifferenzen als quantitativen Differenzen in einer homogenisierten Normalitätszone*. In den „National-character studies“ als wissenschaftlichem Feld, institutionalisiert in Form von Kommissionen, die direkt von der Bundesregierung eingesetzt worden waren, wurde demnach auch ein Beitrag zu einer Norm der Regulierung erbracht: die Definition des nationalen „Charakters“ durch Weiße Normativität bezieht sich auf die Bevölkerung. Allerdings handelt es sich um Regulierung nicht durch Exklusion, sondern durch die Begründung von Hierarchiedifferenzen als inkludierten Differenzen auf einem Spektrum der Normalität.

Der Entwurf der Figur einer „schlechten Identität“ als konstitutiv für die Entwicklung von Identität allgemein kann als Bestandteil einer Konzeption von Identität als „gesundem“ und „reinem Leben“ verstanden werden. Die Bedeutungsgebung von „Ich-Identität“ im Sinne von „Leben“, lässt sich so als Funktion einer Machttechnologie der Regulierung verstehen: „Ich-Identität“ ist als „vital“ konzipiert aufgrund der Klassifizierung einer Figur der „schlechten Identität“. Dabei zielt diese Konzeption von Ich-Identität als Einheit – d. h. die Synthese von individueller und kollektiver Identität – auf die Einheit einer spezifischen gesell-

schaftspolitischen Formation als eine nationale Einheit: bei der diskursiven Herstellung als US-amerikanische Nation in den 1950er Jahren fungiert Eriksons Identitätstheorie als Regulierungstechnologie, indem bestimmte gesellschaftliche Gruppen in die Figur der „schlechten Identität“ eingeschlossen werden. Was hier als allgemeiner psychischer Prozess erscheint – die Ausbildung von Identität – ist die Installierung von bestimmten Normen – des „Weißseins“ und der „Männlichkeit“ – als Voraussetzung für die Ausbildung einer „positiven“ Identität: „positive“ Identität als „weiß“ und „männlich“ wird zur allgemeingültigen Norm erhoben.

Hierarchische Strukturierung

Die Erziehungspraktiken der Sioux und Yurok symbolisieren in Eriksons Text die Konzeptionen von „individual ego“ und „group-ego“, indem sie, als „primitive society“ und als „homogeneous group“ klassifiziert, dem „weißen“ Mann Erikson als Lehrbeispiel dienen:

„The treatment of children and other manifestations of a primitive culture evolve from an increasing synthetic tendency in the *group-ego*, situated as it is in its constituent *individual egos*. This tendency can be demonstrated somewhat more clearly in primitive societies because they represent condensed and homogeneous ways of dealing directly with one segment of nature. As we shall see later, the synthetic cultural tendency becomes less transparent where (1) tradition, i.e. previous syntheses, become complicated ‚environment‘ that resists resynthesis; (2) the means of production as a whole lose their concreteness to the individual, and only segments of the economic system are immediate enough to permit practical and magic adaption; (3) where consequently antagonistic social entities are created within the total group – with some entities in their particular segment bent on making other entities subservient to their syntheses. For a member of such a complicated society it is, therefore, instructive to see how a homogeneous group like the American Indian tribes dealt with human existence.“ (Ebd.: 330)

Indigene soziale Praktiken repräsentieren die Konzepte von „group-ego“ und „individual ego“ in ihrer idealen Form *für* den Forscher, der sich auf diese Weise als Mitglied einer „komplizierten Gesellschaft“ entwerfen und verstehen kann. Wenn die indigenen Gesellschaften „individual ego“ und „group-ego“ *darstellen*, können sie diese auch *haben*? Oder *hat* sie der Forscher, gerade aufgrund seiner Differenz zu den indigenen Gruppen? Woraus sich wiederum schließen ließe, dass die indigenen Gruppen sie per definitionem *nicht haben* können. Diese Darstellung lehnt sich an Lacans Definition des Verhältnisses von Männern und Frauen zum Phallus an. Demnach wird Geschlechterdifferenz dadurch

hergestellt, dass Männer den Phallus haben und Frauen der Phallus sind. Entsprechend dieser Differenz besetzen Männer einen Subjektstatus – im Unterschied zu Frauen.⁵⁶ Unabhängig davon, ob man dieser Definition und den Prämissen, auf denen sie beruht, zustimmt, lässt sich für Eriksons Text festhalten, dass die Yurok und Sioux Objekte von Bemühungen um „Re-Eduktion“ sind, und dass Erikson als Motivation für seine Untersuchungen angibt, einen Beitrag dazu zu leisten: „[...] throw further light on present-day difficulties of reeducation among the Sioux, and for the Yurok, to interpret some of the compulsive weirdness of their ancient tradition“ (ebd.: 319 f.).

Dass die Tradition der Yurok mit den Attributen „compulsive weirdness“ bedacht wird, während der Forscher das „Licht“ der Aufklärung mit sich bringt, markiert bereits am Anfang des Textes die zwei Positionen, die im weiteren Verlauf entfaltet werden sollen. Es sind die Position des Forschers und die Position der Indigenen. Diese ist dadurch bestimmt, dass ihre sozialen Praktiken untersucht werden sowie dass sie einer sogenannten Re-Eduktion ausgesetzt sind. Wenn es so wäre, dass die Yurok und die Sioux, deren soziale Praktiken Inhalt dieser Erörterungen Eriksons sind, so etwas wie „individual ego“ und „group-ego“ hätten: warum müssten sie dann einer „Re-Eduktion“ unterworfen werden? Haben sie nicht die „richtige“ Form von „individual ego“ und „group-ego“? In Eriksons Darstellung stehen diese Praktiken für eine stärker „synthetisierende Tendenz“ im Unterschied zur „komplizierten Gesellschaft“ des Forschers. Sie *sind* „individual ego“ und „group-ego“, sie *sind klassifiziert* als „Yurok character“ oder „Sioux personality“, aber sie *haben* kein „group-ego“ und „individual ego“. Dies scheint einer „American identity“, die als „weiß“ bestimmt ist, vorbehalten zu sein. Aus diesem Grund müssen die indigenen Gruppen einer „Re-Eduktion“ unterworfen werden.

Mit dieser Darstellung definiert Erikson zwei Positionen und die Norm, die diese bestimmen. Es ist dies die Position des Forschers als „weiß“, „zivilisiert“, Mitglied einer „komplizierten“ Gesellschaftsformation, und die Position der untersuchten indigenen Gesellschaften, die als *Repräsentationen* von Konzeptionen von „group-ego“ und „individual ego“ figurieren. Diese Position ist als „indianisch“ und „primitiv“ definiert und steht für eine „homogene“ Gesellschaftsformation. Aufgrund dieser Zuschreibungen werden sie als Objekte bestimmt, die einer sogenannten Re-Eduktion unterworfen werden müssen. Die Norm, die für eine solche „Re-Eduktion“ leitend ist, ist mit der Position des Forschers definiert: eine Norm, die die „komplizierte“ Gesellschaftsformation und

56 Vgl. z. B. Lacan, Schriften II: 130 ff.

„Zivilisation“ nicht nur beschreibt, sondern herstellt, und die zudem als eine Norm des „Weißseins“ auftritt. Eriksons Text über die Ausbildung von „group-ego“ und „individual ego“ ist demnach ein Schauplatz für die Problematisierung bestimmter Normen. Denn was als Norm definiert wird, ist auch angefochten von der Position, die hier als „indianisch“, „primitiv“ und „homogene“ Gesellschaftsformation bestimmt ist. Die Rede über „group-ego“ und „individual ego“ funktioniert als Rede über ein Fehlen von, bzw. eine verfehlte Ausbildung von „group-ego“ und „individual ego“ sowie eine Problematisierungsweise derjenigen Norm, die sie herstellt.

Die Objekte, an denen die Identitätstheorie Eriksons entwickelt wird, bzw. auf die sie angewendet wird, geben Aufschluss darüber, welche gesellschaftlichen Gruppen außerhalb der problematisierten Norm ausgemacht werden und ihr unterworfen werden sollen. Eine Aufzählung gesellschaftlicher „Krisengebiete“ liefert das Inhaltsverzeichnis des 1968 erstmals veröffentlichten Buches *Identity. Youth and Crisis*. Anschließend an die theoretischen Ausführungen zur Konzeption des Identitätsbegriffs, den Entwicklungsstufen und Identitätsmodellen stehen Kapitel, die sich mit folgenden Exempeln befassen: „Toward Contemporary Issues: Youth“; „Womanhood and the Inner Space“, „Race and the Wider Identity“. Neben Jugend und indigenen Gesellschaften werden Konzeptionen von „Weiblichkeit“ und von „race“ problematisiert, bzw. die Normen, unter die sie zu bringen sind.

Die Problematisierungsweise von Normen fungiert darüber hinaus als Platzanweiser sozialer Positionen. Es handelt sich bei den so bestimmten Positionen um Differenzen, die entsprechend einer Figur von konzentrischen Kreisen beschrieben werden können, insofern eine spezifische Norm oder ein Komplex von Normen in ihrem Zentrum Positionen bestimmt, die mit diesen Normen am stärksten identisch sind, sowie Positionen, die durch ein Distanzverhältnis zu diesem Zentrum definiert sind. Diese Figur veranschaulicht Prinzipien der hier rekonstruierten Theorien des Selbst und der Identität: Universalismus, der durch ein expansives Moment – die Aussicht auf eine sukzessive Unterordnung verschiedener gesellschaftlicher Gruppen unter bestimmte Normen sowie Integration in bestimmte Rechte – und durch ein evolutionäres Moment gekennzeichnet ist. Wenn diese Figur eines Zentrums mit konzentrischen Kreisen das Machtverhältnis, das die Norm als Form der Macht begründet, im Sinne einer horizontalen Ausdehnung veranschaulicht, dann aufgrund der Prinzipien des expansiven Moments und des evolutionären Moments. Diese Prinzipien, die sowohl dem universalistischen Prinzip als auch der Entwicklungslogik der hier rekonstruierten

Theorien von Identität und des Selbst zugrunde liegen,⁵⁷ implizieren ein horizontales Machtverhältnis: prinzipiell streben aufgrund dieser Entwicklungslogik alle konzentrisch angeordneten Kreise dem Zentrum zu. Die Verortung im Zentrum oder am Rand erscheint als Entwicklungsunterschied, der prinzipiell überwunden werden kann. Die Aufzählung derjenigen, die den Anforderungen einer Norm nicht (ganz) entsprechen, zeigt allerdings, dass es sich bei den Positionen, die aufgrund eines Distanzverhältnisses zum Zentrum bestimmt sind – Jugend, Indigene, Frauen⁵⁸ und AfroamerikanerInnen – um Positionen handelt, die im sozialen Raum auch auf einer Vertikalen angeordnet sind. D. h. es handelt sich um strukturelle Differenzen, die nicht auf einen Entwicklungsunterschied reduzierbar sind, sondern hierarchisch strukturierte soziale Positionen im sozialen Raum ausmachen. Die Problematisierung gesellschaftlicher Normen in Eriksons Identitätstheorie hat den Effekt, soziale Positionen und die strukturellen Differenzen, die sie bedingen, zu (re-)produzieren. Als *normierende Wirkung* kann demzufolge die Bestimmung einer Norm sowie von Objekten, die dieser unterworfen werden sollen, beschrieben werden. Sie stellt sich über ein horizontales Machtverhältnis her, das soziale Positionen aufgrund einer Entwicklungslogik als Distanzverhältnis zwischen einem Zentrum und seinen Rändern definiert. Als normierende Wirkung gilt zudem der Effekt, strukturelle Differenzen als vertikale Machtdifferenzen zu (re-)produzieren, während diese als solche von einem horizontalen Machtverhältnis verdeckt sind.

Mit Link kann das, was hier als normierende Wirkung in der Rede von Identität bestimmt wurde, als Funktionsweise des Normalismus analysiert werden. In Links Konzept überdeterminiert Normalität im Sinne einer „eindimensionale[n] graduierte[n] Ebene“, die eine „Ebene der *Zweitkodierung*, des *Vergleichs*, der *Kontrolle* und der *Signalisierung*“ ist, Normativität, die „das Verhalten binär nach der Unterscheidung ‚Recht/Unrecht‘“ teile (1999b [1997]: 344; Hervorhebung i. O.).

„Der Normalismus suggeriert dadurch immer schon Möglichkeiten *homöostatischer Adjustierung*. Darin erweist sich die strukturelle Dominanz der neuen, *parallel* neben die alte gelegten Ebene: Die neue Ebene *überdeterminiert* die alte, indem sie ihr Eindimensionalität, Homogenität, Kontinuität *unterlegt* und damit ihre Normalisierung vorbereitet. Während die Normalität also zuerst als die *parallele, parasitäre* Zusatzebene etabliert wird, kehrt sich das Verhältnis dadurch um: Nun erscheinen die anderen Ebenen als noch nicht normalisiert und daher normalisierungsbedürftig.“ (Ebd.: 344; Hervorhebung i. O.)

57 Vgl. 4.3.3.

58 Mit der Gruppe der „Frauen“ sind bei Erikson in der Regel „weiße“ angloamerikanische Frauen gemeint.

Allerdings muss Normativität als jene Form der Macht, die die hierarchische Strukturierung sozialer AkteurInnen bewirkt, insofern erweitert werden, als sie sich nicht ausschließlich auf Verhaltensanforderungen bezieht. In der Rede von Identität werden Normen hervorgebracht, die sich auf Personenkategorien beziehen. In dem vorangehenden Beispiel wird die Konzeption von normaler Identität u. a. durch Weiße Normativität definiert. Diese bewirkt die hierarchische Strukturierung sozialer AkteurInnen aufgrund von Rassenkonstruktionen. Normalismus bewirkt dann die ambivalente Funktionsweise der Rede von Identität. In der Form der eindimensionalen Ebene der Normalität wird ein horizontales Machtverhältnis suggeriert, während ein vertikales Machtverhältnis reproduziert wird. Dabei funktioniert Normalismus über die Verdeckung dieser noch nicht normalisierten „Ebene“. Es erscheint als Entwicklungsunterschied, was eine strukturelle Differenz ist, in diesem Fall: die hierarchische Strukturierung sozialer AkteurInnen aufgrund von Rassenkonstruktionen wird als Unterschied in der Identitätsentwicklung produziert. Link betont, dass es sich dabei nicht nur um ein Verfahren auf der Erkenntnisebene handle, sondern es sei „operational“ (ebd.).

Was bedeutet es für die Möglichkeit einer „Re-Eduktion“, der „Re-Identifizierung“, wie es an anderer Stelle heißt, der „Integration“ etwa von AfroamerikanerInnen unter eine Norm der „amerikanischen Identität“, wenn diese als „weiß“ bestimmt ist? Einerseits impliziert das Entwicklungstheorem die Möglichkeit einer Entwicklung hin zu einer „amerikanischen Identität“. Andererseits besetzen AfroamerikanerInnen die Figur der negativen Identität *für* „weiße“ AmerikanerInnen. Eine Erfüllung dieser Norm ist insofern gar nicht möglich, da es keinen Zugang zu einer durch Rassenkonstruktionen strukturierten positiven Identität gibt: „The Negro, of course, is only the most flagrant case of an American minority which by the pressure of tradition and the limitation of opportunity is forced to identify with its own evil identity fragments, thus jeopardizing whatever participation in an American identity it may have earned“ (1950: 244).

In Eriksons Darstellung besetzen Afroamerikaner⁵⁹ in einer weiteren Hinsicht einen negativen Pol zum „amerikanischen Charakter“, der für

59 Ich verwende in der Regel die männlichen Bezeichnungen „Afroamerikaner“ bzw. „Amerikaner“, da diese Figuren in Eriksons Text männlich definiert sind. „Afroamerikanerinnen“ und „weiße Amerikanerinnen“ besetzen bei Erikson eine Mutterrolle, wenn auch in unterschiedlicher Weise. Afroamerikanerinnen repräsentieren eine überbeschützende Mutter, die eine „oralisch-sensorische [...] Sklavenidentität“ ihrer (männlich konnotierten) Kinder aufbauen helfe (Erikson 1950: 241). Die „amerikanische Frau“ wird als „weiße Mutter“ hergestellt, indem sie in einer längeren Abhandlung über die Rolle der „Mom“ von den „Müttern der Sioux und Yu-

Initiative und Autonomie stehe (ebd.: 245). Afroamerikaner repräsentieren demgegenüber eine „abhängige“ und „unterwürfige“ Identität. Erikson führt die Ausbildung dieser „Sklavenidentität“ (ebd.: 242) einerseits auf die Erziehung durch überbeschützende Mütter und andererseits auf Ausbeutung zurück. Trotz dieser kritischen Beurteilung erfüllt die „Sklavenidentität“ als unterwürfige Identität in Eriksons Identitätstheorie die Funktion einer „negativen Identität“, die einer „amerikanischen Identität“ entgegengesetzt ist. Die Beschreibung der „amerikanischen Identität“ als „identity of autonomy and initiative, the identity of *him* who is *going places and doing things*“ (ebd.: 304; Hervorhebung I. J.) ist die Beschreibung einer männlichen Identität. Sie wird veranschaulicht durch eine folkloristische Erzählung von John Henry, einer afroamerikanischen Figur aus einer Erzählung eines US-amerikanischen Gründungsmythos (ebd.: 297 ff.). John Henry wird als Beispiel gewählt, da er Autonomie und Aufbruchsbereitschaft von Geburt an verkörpere. Wenn John Henry auch „amerikanische Identität“ repräsentiert, so ist der afroamerikanische Mann doch per definitionem von dieser ausgeschlossen, da er ihr Negativ darstellt. John Henry repräsentiert in Eriksons Darstellung gleichzeitig den Ursprung und die überwundene Tradition:

„Because John Henry was born after the dogs had been fed, he jumped on his feet before he had his first meal. In view of the continent before him, and of the tasks required of him, his first hours in this world were meaningful, although admittedly extreme. But what will John Henry do in a double-breasted business suit? What will happen to his ‚wire guts‘ when he must serve machines and finds himself caught in the impersonal machinery of modern life?“ (Ebd.: 306)

Es ist gerade die Untauglichkeit im modernen Alltag, die die Funktion einer Repräsentationsfigur kennzeichnet. „American identity“ wird als modern entworfen: Sie steht für die Komplexität gesellschaftlicher Praktiken und der Vorstellungswelten sowie für technologischen Fortschritt, indem sie sich, wie dargestellt, von den gesellschaftlichen Praktiken der Sioux und Yurok unterscheidet, die für „synthetisierende Tendenzen“ in der kollektiven Identitätsbildung, für eine „homogenere“ gesellschaftliche Formation stehen.

rok“ unterschieden wird (ebd.: 292). Anders als die Darstellung der afroamerikanischen Mutter beinhaltet die Beschreibung der „weißen“ Mutter den Prototyp einer „angelsächsischen Frau“, die für eine „self-made personality“ steht und ein puritanisches Ideal verkörpert. Sie erziehe ihre Söhne zu Enthaltsamkeit und bereite sie auf die Erfordernisse eines Siedlers vor (ebd.). D. h. wenn Erikson von Frauen spricht, geht es um die Mutterfigur. Im allgemeinen Begriff „Amerikaner“ sind Frauen nicht enthalten.

Eriksons Identitätstheorie kann als Beispiel für die Reproduktion von Normen genommen werden. In der Rede von Identität wird z. B. Weiße Normativität hervorgebracht, indem jene sozialen AkteurInnen als „nicht-weiß“ markiert werden, die den Anforderungen Weißer Normativität nicht oder nicht ganz entsprechen. Die Norm als Form der Macht stellt Machtverhältnisse her. Ihre disziplinierende Wirkung auf soziale AkteurInnen besteht darin, zu vereinheitlichen, indem sie hierarchisch strukturiert. Die Rede von Identität bezieht sich auf diejenigen sozialen AkteurInnen, die im gleichen Zeitraum im Zuge der Herausbildung wissenschaftlicher Felder zu Personenkategorien zusammengefasst werden. Dabei betreffen die Normen, die in der Rede von Identität hervorgebracht werden, den Körper, d. h. das Aussehen, die Gewohnheiten, soziale Praktiken und die gesellschaftliche Verteilung von Arbeit. Eriksons Theorie der Identität wird am Beispiel jener entwickelt, die Identität *repräsentieren*, ohne sie zu *haben*. Aus diesem Grund müssen sie unter diese Normen gebracht werden. Für diejenigen, die der Norm entsprechen, folgt daraus, dass sie Identität *haben*, ohne Identität zu sein. „Weiß“ zu sein, „männlich“ zu sein, bedeutet demnach, Nicht-Differenz zu sein, das Allgemeine. Umgekehrt bedeutet Identität zu *sein*, differenziert, markiert zu sein *für* diejenigen, die auf diese Weise Identität *haben*.

Kontinuität – Diskontinuität

In der Rede von Identität wird auch eine Norm der Eindeutigkeit hervorgebracht, wie an den sexualwissenschaftlichen Texte herausgearbeitet wurde: als abweichend von dieser Norm wurden sich verändernde und veränderbare Identifizierungen als „männlich“ oder „weiblich“ („Identitätswechsel“) sowie Inkongruenz und „Widersprüche“ zwischen biologischem Geschlecht, Geschlechtsrolle und Sexualität definiert. Diese Definition von eindeutiger ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ korrespondiert Eriksons Konzeption von Identität, die als eine Entwicklung einer kohärenten und kontinuierlichen Identität als heterosexueller ‚Mann‘ und als heterosexuelle ‚Frau‘ definiert ist. Judith Butler hat eine derartige Konzeption als „Matrix der Intelligibilität“ eines heterosexuellen Systems beschrieben, die sich durch die Kohärenz und Konstanz von biologischem und sozialkulturellem Geschlecht, Begehren und sexuellen Praktiken herstelle (Butler 1991 [1990]: 37 ff.).

In einer weiteren Hinsicht wird eine Norm der Kohärenz und Kontinuität als Voraussetzung für die Ausbildung von Identität zugrunde gelegt. Wenn die Norm der Eindeutigkeit das personale Identitätsmodell strukturiert, indem sie durch die Norm der Zweigeschlechtlichkeit und die Norm der Heterosexualität hergestellt wird, so lässt sich für das

Modell kollektiver Identität feststellen, dass eine Norm der Eindeutigkeit sich zudem über Weiße Normativität herstellt – jedenfalls in westlichen Industrienationen. Eriksons Definition von Identität als Synthese zwischen individueller und kollektiver Identität bringt es mit sich, dass alles, was diese Synthese stört oder verhindert, als Abweichung von der Norm definiert wird. So wird als problematisch erachtet, was die Eindeutigkeit der Identifizierungen stört. Problematisiert werden Diskontinuitäten der Identifizierungen im Prozess der Ausbildung von Identität, die im Rahmen von Eriksons Identitätstheorie als Entwicklungsstörungen bestimmt werden. „Weiß“ korrespondiert in dieser Theorie der „Synthese“, d. h. jenem Prozess, der die Ausbildung von Identität in der Ich-Identität kennzeichnet. „Schwarz“ dagegen korrespondiert „Diskontinuitäten“ und „Krise“.

So analysiert Erikson in dem Aufsatz „A memorandum on Identity and Negro Youth“ von 1964 eine Diskontinuität der Identifizierungen als problematisch für die Entwicklung von Identität. Dieser Text stellt ein Resümee anderer grundlegender Texte Eriksons dar mit der Zielsetzung, die Theorie der Identität auf die afroamerikanische Jugend zu beziehen.⁶⁰ Auf diese Weise werden Konflikte, auf die im Rahmen der afroamerikanischen Bürgerrechtsbewegung aufmerksam gemacht wurde, im Sinne einer unvollständigen Identität definiert: „aggravated identity confusion“, so die Problemdefinition Eriksons (1964: 29). In Eriksons Identitätstheorie ist das die „Krise“ in der Adoleszenz, d. h. eine entscheidende Phase, in der Identität ausgebildet wird oder Identitätsverlust die Folge ist (Erikson 1966: 160). Für die Identitätstheorie Eriksons stellt die Markierung der „Negro Youth“ als „Krise“, bzw. als „Identitätsverweigerung“ den Gegenpol dar, der den Begriff der Identität als „Notwendigkeit“ und als „Leben“ bestimmt.⁶¹

Dabei hat die Darstellung eines afroamerikanischen Mädchens als Beispiel für „Identitätsverweigerung“ die Funktion, eine Norm der Kohärenz und Kontinuität für den Prozess der Identitätsbildung festzulegen, indem sie als negatives Beispiel angeführt wird:

„A four-year old Negro girl in the Arsenal Nursery School in Pittsburgh used to stand in front of a mirror and scrub her skin with soap. When gently diverted from this she began to scrub the mirror. Finally, when induced to paint

60 Erikson bezieht in diesem Aufsatz Inhalte u. a. aus *Childhood and Society* (1950), *Identity and the Life Cycle* (1959) ein, z. T. in Form von längeren Passagen, die daraus zitiert werden (vgl. Erikson 1964: 29, Fn.).

61 „Indeed, in the social jungle of human existence, there is no feeling of being alive without a sense of ego identity. Or else, there may be total self-abnegation (in more or less malignant forms)“ (Erikson 1964: 32).

instead, she first angrily filled sheets of paper with the colors brown and black. But then she brought to the teacher what she called ‚a really good picture‘. The teacher first could see only a white sheet, until she looked closer and saw that the little girl had covered every inch of the white sheet with white paint. This playful episode of total self-eradication occurred and could only occur in a ‚desegregated‘ school: it illustrates the extent to which infantile drive control (cleanliness) and social self-esteem (color) are associated in childhood. But it also points to the extent of the crime which is perpetrated wherever, in the service of seemingly civilized values, groups of people are made to feel so inexorably ‚different‘ that legal desegregation can only be the beginning of a long and painful inner reidentification.

Such crises come when their parents and teachers, losing trust in themselves and using sudden correctives in order to approach the vague but pervasive Anglo-Saxon ideal, create violent discontinuities; or where, indeed, the children themselves learn to disavow their sensual and overprotective mothers as temptations and a hindrance to the formation of a more ‚American‘ personality.“ (Erikson 1964: 32)

Die Bildung von Identität ist hier als lineare Entwicklung zu einer nationalen Identität entworfen, eine Konzeption, in der Diskontinuitäten als problematisch gelten. Für afroamerikanische Kinder und Jugendliche wird als problematisch erachtet, dass sie sich mit Diskontinuitäten der Identifizierungen konfrontiert sehen, so Erikson. Demnach ist es der Wechsel zwischen Identifizierungen, etwa von „überbeschützenden Müttern“ hin zum „angelsächsischen Ideal“, was zu Problemen wie „Selbstausslöschung“ oder „Selbst-Verweigerung“ führe, d. h. zu einer Form des Verlusts von Identität. In dieser Konzeption wird der Besuch einer „desegregated school“ zum Faktor, der „Identitätsleugnung“ zur Folge hat, da er für afroamerikanische Kinder einen Wechsel der kollektiven Identifizierungen von der afroamerikanischen Familie oder community zu einer „amerikanischen Persönlichkeit“ erfordere.

Die Darstellung des vierjährigen afroamerikanischen Mädchens dient der Diskursivierung Weißer Normativität. Es wird eine Szene geschildert, in der ein vierjähriges Mädchen offensichtlich Rassenkonstruktionen mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln thematisiert. Sie zeigt, welche Gewalt die Durchsetzung Weißer Normativität erfordert. Diese Darstellung dient Erikson nun aber nicht dazu, diese Norm in ihrer Gewaltförmigkeit darzustellen, sondern frappierenderweise wird die Einführung von „desegregated schools“ problematisiert und die Notwendigkeit einer „Reidentifizierung“ von AfroamerikanerInnen behauptet. „Reidentifizieren“ müssen sich AfroamerikanerInnen, so wie die indigenen Yurok und Sioux sich einer „Re-Eduktion“ unterwerfen müssen. „Re-Eduktion“ und „Reidentifizierung“ bedeutet Erziehung

bzw. Identifizierung im Erwachsenenalter. Indem sie bestimmten sozialen Gruppen zur Aufgabe gemacht wird, wird auch ein Machtverhältnis definiert, das sich aus dem Distanzverhältnis zu vorherrschenden sozialen Normen ableitet. An dieser Stelle wird außerdem eine Norm der Kontinuität und der Eindeutigkeit von Identifizierungen für das Gelingen von Identitätsentwicklung aufgestellt. Eriksons Identitätstheorie wird auf diese Weise zu einer Problematisierungsweise von Gesellschaftsformationen als homogenen Zusammenhängen. Sie sind Voraussetzung und Wirkung der Identitätsentwicklung.

In Eriksons Theorie der Identität repräsentieren AfroamerikanerInnen Diskontinuität, indem sie für „negative Identität“ und für „Identitätskrise“ sowohl im Modell personaler Identität als auch im Modell kollektiver Identität stehen. „Identitätskrise“ ist Eriksons Definition für die „Revolution“ der Identifizierungen, die in der Identitätsbildung von AfroamerikanerInnen ein notwendiger Entwicklungsschritt sei (Erikson 1966: 160). Die Konflikte in der rassistisch segregierten Gesellschaft, die im Rahmen der afroamerikanischen Bürgerrechtsbewegung politisiert wurden, sowie die politischen Aktivitäten und Aufstände, die sie begleiteten, werden auf diese Weise als „Identitätskrise“ definiert. „Identitätskrise“ bezieht sich dabei sowohl auf die Entwicklung der afroamerikanischen community als auch auf die national bestimmte Gesellschaft. Einerseits werden die politischen Aktivitäten der Bürgerrechtsbewegung vereinnahmt: „an unescapable turning point“, schreibt Erikson (1966: 160), an dem eine „gesunde Gesellschaft“ sich verwirklichte. Andererseits erfolgt die Definition von AfroamerikanerInnen und ihren kollektiven Zusammenhängen als unterentwickelt oder nicht vollständig entwickelt, die deswegen überwunden werden müssen in einer Entwicklung hin zu einem vollständigen – „komplizierteren“ – nationalen Zusammenhang.

Diese Ausführungen stehen allerdings im Widerspruch zu der Erörterung der indigenen Erziehungspraktiken. US-amerikanischer Nationalcharakter wurde in jenem Text gerade durch die Fähigkeit definiert, „mit Diskontinuitäten fertig zu werden“⁶² – eine Bestimmung des US-amerikanischen „national character“ als dynamisch durch die Unterscheidung von sozialen Praktiken der Sioux und Yurok als statisch. Demgegenüber wird es in der Beschreibung von AfroamerikanerInnen zum Grund für das Verfehlen von Identität, Diskontinuitäten ausgesetzt zu sein. Was den „Weißen“ Zeichen eines US-amerikanischen „Charakter“ ist, wird für AfroamerikanerInnen zum Hinderungsgrund für die

62 „[...] prepared for and willing to tackle discontinuities“ (Erikson 1945: 348).

Ausbildung von Identität an sich: was die einen auszeichnet, kennzeichnet die anderen als Problemfall. Dieser Widerspruch verweist auf Weiße Normativität, die in dem einen wie in dem anderen Fall die Definition eines normativen Identitätsbegriffs organisiert. Sie begründet hier wie dort die Überlegenheit Weißer. Kontinuität und Kohärenz ist demnach nicht eine psychologische oder soziale Voraussetzung für die Identitätsentwicklung. Vielmehr bewirkt die Problematisierung von Kontinuität und Kohärenz in der Rede von Identität eine hierarchische Strukturierung. Sie verweist auf eine Regel in der Rede von Identität: hierarchisch zu strukturieren entsprechend von allgemein anerkannten Normen.

In dieser Hinsicht ist die Prognose einer zukünftigen „Negro identity“ aufschlussreich.

„On the other hand, there are certain strengths in the Negro which have evolved out of or at least along with his very submission. Such a statement will, I trust, not be misunderstood as an argument for continued submission. What I have in mind are strengths which one would hope for the sake of *all of us*, could remain part of a future Negro identity. Here I have in mind such a traditional phenomenon as the power of the Negro mother. [...]“

Above all, they [the mothers; I. J.] provided the only super-identity which was left open after the enslavement of the men, namely, that of the mother who will nurture a human infant irrespective of his parentage. It is well known how many poor little rich and white gentlemen benefited from the extended fervor of the Negro women who nursed them as Southern mammies, as creole das, or as Brazilian babas. [...] One may, however, see at the root of this maternalism a grandiose gesture of human adaption which has given the area of the Caribbean (now searching for a political and economic pattern to do justice to its cultural unity) both the promise of a positive (female) identity and the threat of a negative (male) one: for here, the fact that identity depended on the procreative worth of being born, has undoubtedly weakened the striving for becoming somebody by individual effort.“ (Erikson 1964: 37-39; Hervorhebung I. J.)

In Eriksons Überlegungen wird eine afroamerikanische Identität von der Darstellung der „Negro mother“ abgeleitet. Es sei die afroamerikanische Mutter, welche die einzige verbleibende „super-identity“ zur Verfügung stelle.⁶³ „Super-identity“, als Abwandlung von „super-ego“ (Über-Ich),

63 Es ist historisch falsch, lediglich von Männern auszugehen, die der Sklaverei unterworfen worden seien. Diese Darstellung dient der Herstellung der „Negro mother“ als einziger Identifikationsfigur, da sie im Gegensatz zu den unterworfenen Männern eine positive Identifikationsmöglichkeit biete. Tatsächlich ist die „Southern mammy“, die Erikson hier als positive Identifikationsfigur aufbaut, auch durch die Sklavenherrschaft entstanden. Sie also als „super-identity“ zu entwerfen, dient der Definition der „Negro

kann als Summe von möglichen Identifizierungen und als Repräsentation einer gesellschaftlichen Ordnung in der Identität gelten. Diese Mutterfigur steht für eine Tätigkeit und einen Wert des Nährens, unabhängig von der Herkunft. Sie ist eine Figur, die soziale Grenzen und damit die Macht gesellschaftlicher Strukturierungen zu überwinden vermag. Die Funktion der beschützenden und nährenden Mutter bestimmt sich dabei über den „armen, kleinen, reichen und weißen Mann“. Die Figur der Mutter ist definiert als Mutter *für* den „kleinen, weißen Mann“, so wie die Figur der „Negro identity“ für die Entität „wir“. Die Figur der „Negro identity“ ist demnach geschlechtlich strukturiert, aber auch durch Klasse strukturiert: sie wird definiert durch die Differenz zum „weißen“, reichen Mann. Diese Figur der „Negro identity“ ist wiederum aufgeteilt in eine „positive“ und in eine „negative Identität“. Als „positive Identität“ gilt in dieser Theorie eine weibliche Identität, die auf die Identität der Mutter zurückweist, während die männliche als „negativ“ gekennzeichnet ist, da sie als nicht produktiv gilt. Diese Aufteilung in „positiv“ und „negativ“ entsprechend einer Geschlechterdifferenz von „weiblich“ und „männlich“ verweist wiederum auf die Bestimmtheit der „schwarzen Identität“ als eine Funktion der „weißen Identität“, d. h. die Definition einer „schwarzen Identität“ *für* eine „weiße Identität“. Denn als „positiv“ definiert ist die Figur der „schwarzen Mutter“ für die „weiße“ Identität als männliche Identität und folglich eine schwarze männliche Identität als „negativ“.

Wen bezeichnet dieses „us“, von dem zu Beginn der Passage über „Negro identity“ die Rede ist? Inwiefern dienen die Ausführungen über „Negro identity“ einer Bestimmung dieses „us“? Dieses „us“ wird nicht näher bestimmt in Eriksons Erörterung, da es seine Bedeutung von der Differenz gewinnt, welche die „Negro identity“ darstellt. Auch in dieser Beschreibung stellt sich eine kollektive Identität des „us“ durch die Differenz der „Negro identity“ her, d. h. eine kollektive Identität als „weiß“.

Identität und der Status des „autonomen Subjekts“

In dem sozialwissenschaftlichen Diskurs vom „autonomen Subjekt“ wird mit Eriksons Theorie der Identität eine Definition des „autonomen Subjekts“ im Sinne von Identität *haben* gegeben. In der Rede von Identität erfolgt eine hierarchische Strukturierung entsprechend von vorherrschenden gesellschaftlichen Normen. Die Rede von Identität ist nicht für alle gleich. An Eriksons Thematisierungen von Identität lässt sich nach-

identity“ als weibliche Identität. Gleichzeitig wird auf diese Weise afroamerikanische Identität als unterworfenen Identität (wieder-)hergestellt.

vollziehen, wie ein allgemeiner Begriff von Identität entworfen wird, indem andere sein Fehlen darstellen. So wird Überlegenheit in der Rede von Identität produziert, die in der (weitgehenden) Übereinstimmung mit vorherrschenden gesellschaftlichen Normen begründet ist. Während auf der Schwelle der Epistemologisierung eines sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ die Differenz zwischen Mensch und Tier problematisiert wird, wird mit der Prägung des Identitätsbegriffs die Beschaffenheit von sozialer Ordnung problematisiert, indem die Abweichung von gesellschaftlich vorherrschenden Normen durch die Untersuchung von sozialen Gruppen, die diese repräsentieren, erfolgt. Anhand dieser Untersuchung werden bestimmte Normen aber auch reproduziert. Kontinuität und Kohärenz von Identität wird in der Übereinstimmung mit Normen begründet. So werden Weiße Normativität, Norm der Zweigeschlechtlichkeit, Norm männlicher Überlegenheit und Heteronormativität in der Rede von Identität diskursiv hervorgebracht und als wissenschaftliche Normen begründet.

Die Figur des „autonomen Subjekts“ wird mit dem Entwurf des Modells der Identitätsentwicklung in Eriksons Theorie zur messbaren Größe, was in dieser Studie das Erreichen der Schwelle der Wissenschaftlichkeit des sozialwissenschaftlichen Diskurses vom „autonomen Subjekt“ kennzeichnet. D. h. in Eriksons Konzeption von Identität wird die Herstellung und Aufrechterhaltung von gesellschaftlicher Ordnung diskursiviert, indem gesellschaftliche Normen als messbare Entwicklungsziele definiert werden. Auf welche Weise wird „Autonomie“ im Rahmen einer Identitätstheorie hergestellt? Was macht „Autonomie“ aus in Eriksons Konzeption von Identität? Identität *haben* war als Nicht-Differenz beschrieben worden, ein Status, der sich herstellt über die Markierung von Indigenen, AfroamerikanerInnen, von Homosexuellen, Bisexuellen und Hermaphroditen als Differenz. Identität *haben* bedeutet darüber hinaus Nicht-Differenz im Sinne von Übereinstimmung mit einer Norm des „Weißseins“, der Heterosexualität und der Zweigeschlechtlichkeit. Es ist dieses Verhältnis der Übereinstimmung, welche die Normen, die sie organisieren, unsichtbar macht. Nicht-Differenz als nicht markiert Sein und als Übereinstimmung mit bestimmten Normen begründet einen Status der Identität. Das Identischsein mit bestimmten Normen wiederum macht sie unsichtbar. „Autonomie“ erscheint durch die Folge von Übereinstimmung – Unsichtbarkeit – Unabhängigkeit. Der Status eines „autonomen Subjekts“ in Eriksons Konzeption von Identität leitet sich demnach von dem Identischsein mit Normen des „Weißseins“, Norm männlicher Überlegenheit, der Heterosexualität und der Zweigeschlechtlichkeit ab.

Auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit wird der sozialwissenschaftliche Diskurs vom „autonomen Subjekt“ durch die Verkoppelung der diskurstragenden Kategorie „Geschlecht“ mit der diskurstragenden Kategorie „Einheit“ organisiert. Entwicklung von Identität ist als Entwicklung einer strikt zweigeschlechtlich definierten Körperlichkeit, zweigeschlechtlich bestimmten Identifizierungen und gegengeschlechtlichem Begehren entworfen. Die diskurstragende Kategorie „Sprache“ wird auf der Schwelle der Wissenschaftlichkeit zu „Normen“ transformiert. Indem die diskurstragende Kategorie „Normen“ verkoppelt ist mit der diskurstragenden Kategorie „Einheit“, wird eine Konzeption von Identität als Übereinstimmung mit den Anforderungen von Normen des „Weißseins“, männlicher Überlegenheit, der Heterosexualität und der Zweigeschlechtlichkeit hergestellt. Identität *haben*, was den Status eines „autonomen Subjekts“ kennzeichnet, ist als Nicht-Differenz entworfen, indem in Eriksons Identitätstheorie Indigene, AfroamerikanerInnen, Homosexuelle, Bisexuelle sowie alle, die nicht einer strikt zweigeschlechtlichen Norm entsprechen, Identität *sind*.

Kennzeichnend für die Schwelle der Wissenschaftlichkeit ist der Entwurf von Identitätsmodellen durch Erikson im Zusammenhang mit der Prägung von Personenkategorien wie „gender role“, „national character“ und „Jugend“. Diese wurden als wissenschaftliche Begriffe im Zuge der Entstehung wissenschaftlicher Felder zu ihrer Untersuchung definiert, wobei Interdisziplinarität eine Bedingung für ihre Hervorbringung war. Auf diese Weise wurde das Konzept Identität in Spezialdiskursen hervorgebracht. Sie lieferten eine wissenschaftliche Begründung für die „Frage der Identität“, die sich soziale Akteurinnen und soziale Akteure zunehmend zu stellen begannen. Darüber hinaus wurde in diesen wissenschaftlichen Feldern jene wissenschaftlich begründeten Normen als Standard definiert, an denen sich soziale AkteurInnen in ihren Selbstbefragungen ausrichteten. Mit Link kann dies als normalistische Form der Vergesellschaftung analysiert werden, die mit einer spezifischen Form der Grenzziehung und Hierarchisierung einhergeht. In den vorangehenden Analysen wurde herausgearbeitet, wie auf diese Weise sozialstrukturelle Differenzen in Entwicklungsdifferenzen umdefiniert werden.